1308V1

Paed. pr. 4463 y
-2

54513

Südd. Lehrerbücherei
MÜNCHEN, 13087/1
4/13 54

13/349

Franz Grünbergs

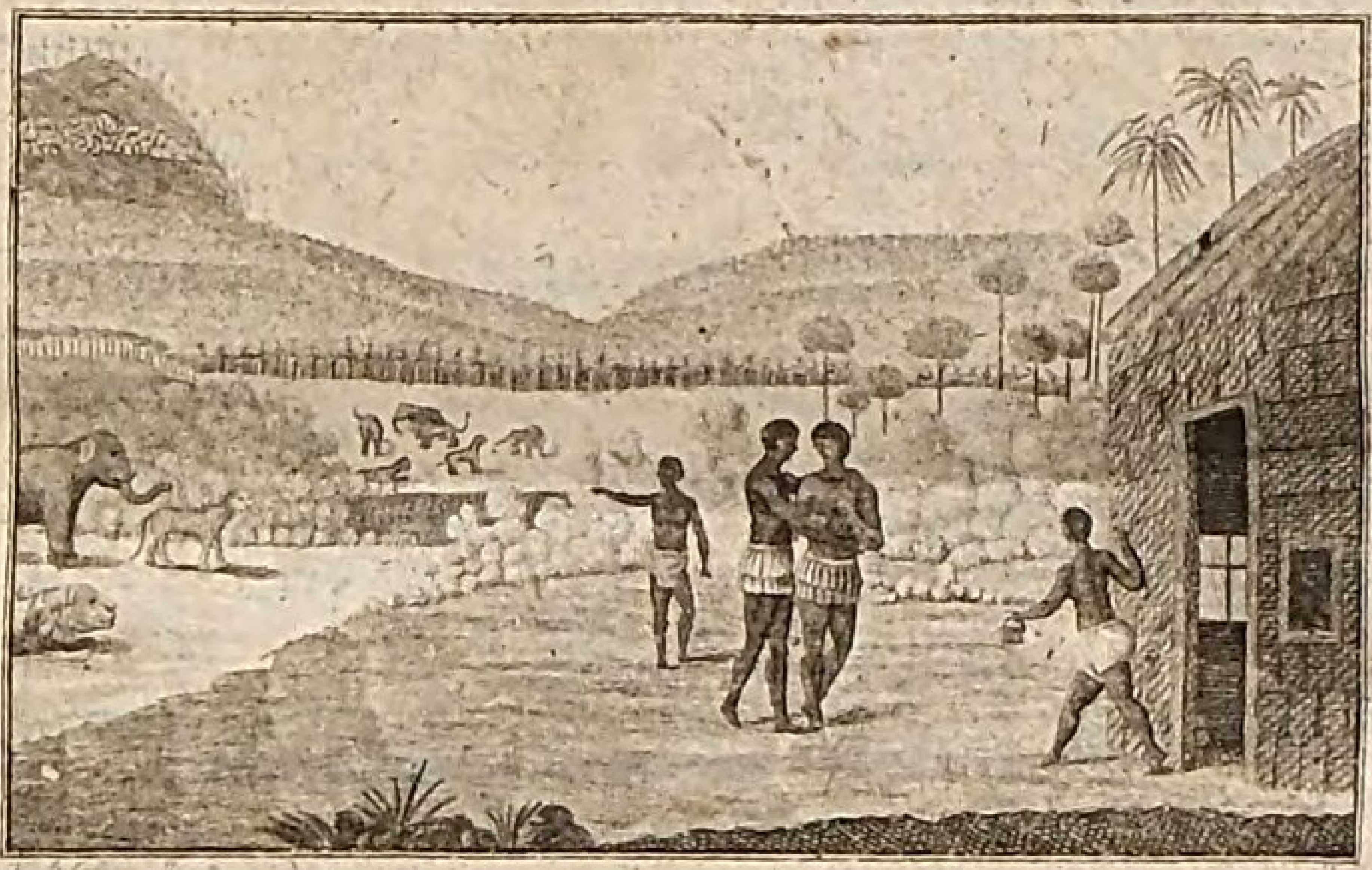
# Abendunterhaltungen

mit

seinen kleinen Kindern

über

die Erde, Natur und Menschen.



V 1308, 1

Zweiter Band.

Nürnberg,
in der Raspeschen Buchhandlung,
1804.

135 7
Südd. Lehrerbücherei
München

Süddeutsche Lehrerbücherei
MÜNCHEN.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

POL-96933

## Wie sehr man sich durch allzugroßen Schrecken und Furcht schaden kann.

Vielleicht, lieben Kinder, habt Ihr schon von Gespenstern, Hexen und dergleichen Dingen erzehlen hören, ohne daß man Euch dabei gesagt hat, daß es alberne Possen und Mährchen sind. Wenn Ihr nun solche Erzehlungen für wahr hieltet, so könnte Euch das sehr schädlich werden. Davon sollt ihr gleich ein Beispiel hören. Eine unverständige Wärterin hatte einem Knaben viel von dem schwarzen Manne vorgeschwatzt, und ihm öfters gedrohet: wenn er nicht artig wäre, so sollte der schwarze Mann kommen, und ihn in den Sack stecken. Nun sah der Knabe einmal unvermuthet einen Schornsteinfeger. Darüber erschrack er so sehr, daß er gefährlich krank wurde.

Ich selbst habe einen gewissen Professor gekannt, einen verständigen und gelehrten Mann, der aber

nicht ohne Beängstigung an einen finstern Ort gieng, ob er gleich überzeugt war, daß er nicht die geringste Ursache hatte, sich zu fürchten und zu ängstigen. Er gestand es selbst, daß dies noch aus seinen Kinderjahren herrührte, wo seine Wärterin so einfältig gewesen war, ihm oft im Finstern Furcht und Schrecken zu verursachen. Es ist auch natürlich; Ihr werdet dies freilich noch nicht ganz verstehen. Wenn die Nerven des Körpers an eine solche Furcht erweckende Ueberraschung sich einmal gewöhnt haben, so verlieren sie bei einer solchen Gelegenheit ihre Kraft, und erregen dann einen Schauer, der gewiß jedesmal auf den Körper und auf die Seele einen schädlichen Einfluß haben muß. Nun denket einmal, möchtet Ihr wohl Ursache seyn, daß Jemand durch Euch an seiner Gesundheit Schaden litte, oder gar das Leben verlöre? daß Jemand noch in seinem Alter Euch verwünschte? — O, das werdet Ihr nicht; so schlecht wird keines von Euch denken.

Macht es Euch also für Eure ganze Lebenszeit zum Gesetz, keinen Menschen, er sey Kind oder schon erwachsen, in Furcht und Schrecken zu setzen; und wenn andere diesen schändlichen Muthwillen ausüben wollen, es auf alle mögliche Art zu ver-

hindern. Damit Ihr Euch aber selbst sicher stellet und nicht Gefahr laufet, von andern in Furcht gesetzt und zu furchtsamen und ängstlichen Menschen gemacht zu werden; so gewöhnet Euch, daß Ihr im Finstern überall gehen, und Euch, wenn es seyn muß, stundenlang darin aufhalten könnt. Denket Euch nur den Gedanken recht lebhaft: es giebt nichts, nichts, wovor ich mich zu fürchten habe. Gehet Ihr an einen Euch unbekannten, dunkeln Ort; so gehet nur langsam, fühlet auf der Erde mit Euren Füßen, ob Euch nichts im Wege ist, daran Ihr Euch stoßen und Schaden leiden könnet. So machet es auch mit den Händen; streckt die Arme vorwärts und fühlet überall umher, daß Ihr Euch nicht etwa beschädigt. Dies ist alles, was Ihr zu beobachten habt. Wenn Ihr Euch so gewöhnet, so versichere ich Euch, daß Ihr im Finstern so gut gehen könnet, wie bei Tage. Trifft es sich nun, daß Euch diese oder jene Figur vorkommt, was vorzüglich bei der Dämmerung oder beim Schein des Mondes geschehen kann, wo sich die Dinge oft sonderbar darstellen, und es will ein ängstlicher Gedanke in Euch aufsteigen; so gehet nur gerade darauf zu, und denket: wär ich nicht ein einfältiger Mensch, wenn ich mich fürchten wollte? — Untersuchet nur ein jedesmal die Sache, und Ihr wer-

det, glaubt mirs, auch jedesmal finden, daß Euer Schrecken und Eure Furcht leere Einbildung war; ja Ihr werdet Euch nun selbst recht herzlich auslachen.

Ein junger Mensch, der in seinen Kinderjahren von einfältigen Wärterinnen und Mägden abergläubige Geschichten sich hatte vorerzehlen lassen, und solchen dummen Erzehlungen oft stundenlang zugehört hatte, war dadurch so furchtsam geworden, daß er nicht ohne ängstliches Herzklopfen im Finstern allein seyn konnte, wie überhaupt das Alleinseyn für ihn eine unangenehme Sache war. War er etwa ohne Gesellschafter in seiner Eltern Garten, und es fieng an finster zu werden; so wäre er für keinen Preis im Garten geblieben, denn schon das Rauschen eines Blattes jagte ihm Furcht ein. Man hätte denken sollen, daß er nach und nach verständiger werden würde; aber noch in seinem vierzehnten Jahre war er der furchtsamste Hase. Einst, im Ausgange des Sommers, sollte er zu seiner Tante, die auf ihrem, eine halbe Meile weit entfernten Gute wohnte, einen Brief tragen, an welchem viel gelegen war. Die Eltern, welche seine Furchtsamkeit kannten, gaben ihm diesen Auftrag auch noch in der Absicht, ihn dreist zu gewöhnen. Gustav machte allerlei Aus-

flüchte, es würde finster werden, ehe er an Ort und Stelle käme; er müßte doch eine ganze halbe Stunde im Holze gehen, und was dergleichen Aengstlichkeiten mehr waren. Nun fieng es wirklich schon an Dämmerung zu werden, und der Weg führte durch ein kleines Gehölze; es war aber ein sehr angenehmer schöner Abend, und die Eltern wußten, daß der Weg bis in die späteste Nacht selten von Leuten leer war, Gustav sollte die Nacht auf dem Gute zubringen und den folgenden Morgen wieder zurück kommen. Mit Herzklopfen machte er sich endlich auf den Weg.

In der ersten Zeit gieng es noch so ziemlich; als er aber ins Gehölze kam, und es sich gerade traf, daß der Weg leer blieb, so überfiel ihn die Furcht und Angst so, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfieng, und daß er nicht vermögend war, einen Fuß fortzusetzen. Hiezu kam noch, daß der bisher heitere Himmel sich umwölkte, und daß es wirklich ganz finster wurde. Gustav's Bangigkeit läßt sich nicht beschreiben. Er setzte sich an den Weg oder sank vielmehr nieder. Da stellte ihm nun seine Einbildungskraft fürchterliche Dinge vor Bald sahe er einen großen langen Mann auf sich zukommen; bald ein Thier mit drei Köpfen; bald

erblickte er einen langen schwarzen Arm, der nach ihm faßte; genug es kamen ihm lauter gräßliche Gestalten vor. Die Angst und Qual, die Gustav ausstand, ist unbeschreiblich; und es wäre kein Wunder gewesen, wenn er unter den heftigen Erschütterungen gestorben wäre. In diesem schrecklichen Zustande blieb er bis in die späteste Nacht. Nun war alles stockfinster um ihn her. Mit einemmale hörte er hinter sich in der Entfernung trappen; er blickte hin, und ach! er sahe eine Figur, die ihm vollends Entsetzen und Grausen erregte. Ein großer feuriger Mann, der über und über brannte und Funken sprühete, auf einem schreklich großen Pferde, das ebenfalls lauter Feuer von sich gab, kam, zwar noch entfernt, aber doch gerades Weges auf ihn zu. Jetzt nahm Gustav seine letzten Kräfte zusammen, raffte sich auf, und lief, was er laufen konnte. Da es pechschwarz um ihn her war, konnte es nicht anders seyn, als daß er sich bald hier, bald da stieß, und oft mit dem Rocke hängen blieb: das däuchte ihm nun, als wenn überall Arme hervorkämen, die ihn hielten und kratzten. Den feurigen Mann mit dem feurigen Pferde hörte er immer näher hinter sich herkommen; der Lärm hinter ihm wurde immer ärger; — jetzt war er ganz nahe; — da stürzte Gustav nieder, aller Sinne beraubt. Die Angst

hatte sich seiner so bemächtigt, daß er nun von nichts wußte, was mit ihm vorgieng, und in diesem Zustande blieb er wohl eine Stunde.

Als er die Augen aufschlug, war eine neue Erscheinung für ihn, — er lag im Bette, befand sich auf seiner Tante Gut, und diese stand vor ihm. — Es war ihm gerade zu Muthe wie einen, der aus einem Traume erwacht, er war aber auch äußerst matt und wie zerschlagen; doch blickte er ängstlich und furchtsam um sich her. Die Tante redete ihm liebreich zu, und bat ihn, er möchte ihr doch sagen, wie er bei so später Nacht an das Gehölze gekommen, und was ihm begegnet sey. Ach! seufzte Gustav, und erzehlte nun alles, was Ihr, meine lieben Leser, schon wisset; und beschloß die Geschichte mit dem feurigen Manne damit, daß dieser ihn eingeholt, bei den Haaren ergriffen und zu Boden geworfen habe, was aber alsdann weiter mit ihm vorgegangen, und wie er hieher gekommen wäre, wüßte er nicht.

---

Nicht wahr, Ihr Alle, die Ihr dieses leset, wundert Euch auch nicht wenig, wie das zugegangen, und was für ein feuriger Mann das gewesen? — ich will es Euch also erzehlen. Als Gustav ins

Gehölze kam, und alles um ihn her finster wurde; so sahe er wegen seiner Furchtsamkeit alle Dinge um sich her ganz anders, als sie wirklich waren. Die Zweige und Zacken der Bäume waren die schwarzen Arme, die ihn faßten; und so gieng es mit allen übrigen Erscheinungen ganz natürlich zu. Was aber den feurigen Reiter betrifft, so war es zwar ein Reiter, der hinter ihm her kam, aber kein feuriger. Ein Amtmann aus der dortigen Gegend kam mit seinem Reitknecht aus der Stadt zurück, und dieser letztere ritt mit einer brennenden Fackel vor seinem Herrn her. So sehr war Gustav von der Furcht eingenommen, daß ihm diese beiden Männer beim Schein der Fackel und beim gewöhnlichen Herabfallen der Funken so vorkamen, als wenn sie und die Pferde feurig wären und lauter Feuer vor sich sprüheten. Da der Reitknecht den ängstlichen Gustav laufen sahe, so ritt er schneller; denn wie das Sprichwort sagt: wer lauft, den jagt man. Er fiel endlich, da seine Kräfte nicht weiter zureichten, ohne alle Besinnung nieder. Der Reitknecht holte ihn gleich ein, und stieg auf Befehl seines Herrn vom Pferde ab, um zu sehen, was das mit dem jungen Menschen wäre. Gustav lag wie todt da. Kaum beleuchtete er ihn mit der Fackel, so erkannten ihn beide, denn sie hatten ihn oft bei seiner

Tante gesehen, und staunten jetzt nicht wenig, ihn in der Nacht hier zu finden. Der Reitknecht mußte ihn sogleich vor sich aufs Pferd nehmen, und nun giengs in schnellem Trabe hin zur Tante. Daß diese keinen kleinen Schrecken bekam, ihren lieben Gustav in diesem Zustande zu sehen, könnet Ihr, Kinder, wohl denken. Man brachte ihn gleich auf ein Bett, rieb ihn gelinde, hielt ihm stark riechende Sachen vor; aber es schien, als wenn das Leben aus ihm entflohen wäre. Endlich schlug er die Augen auf, und kam wieder zu sich.

Nachdem er die Erzehlung seiner schrecklichen Begebenheiten geendigt hatte, so erklärte ihm die Tante nebst dem Amtmanne, der bis jetzt noch da war, alles; aber Gustav hörte nicht hierauf, sondern blieb bei seinen einfältigen abergläubigen Gedanken steif und fest. Um ihn ganz zu überführen so setzte sich der Amtmann und der Reitknecht mit der Fackel wieder zu Pferde, un dGustav mußte aus dem Fenster sehen. Da schämte er sich nun; aber die schwarzen Arme, die ihn immer ergriffen und gehalten hatten, konnte er noch nicht vergessen, doch endlich machte man auch dieses ihm begreiflich. Gustav versprach jetzt mit Mund und Hand, er wollte sich in seinem ganzen Leben nicht wieder fürch-

ten; sondern recht dreist und herzhaft werden. Das wäre auch alles recht gut gewesen, aber — dieser gehabte Schrecken hat noch bis jetzt traurige Folgen für ihn zurückgelassen; seine Nerven haben so gelitten, daß er jetzt bei der geringsten Veranlassung die heftigsten Krämpfe und Verzuckungen bekommt, niederfällt und eine Zeitlang ganz von Sinnen ist. Er muß auch deshalb immer jemand zur Begleitung bei sich haben. Er ist zwar nun verständig geworden, und siehet seine ehemaligen Thorheiten ein; aber er vergießt auch noch jetzt oft die bittersten Thränen, weil er sich durch seine eigene Schuld krank und elend gemacht hat. Seine guten Eltern haben schon so viel Mittel angewandt, soviele Geld dafür bezahlt; aber es scheint nicht, als wenn man Hoffnung haben könnte, ihn von seinem Uebel ganz zu befreien: er wird wohl leider auf immer einen siechen Körper mit sich herumtragen müssen.

Da sehet ihr nun, Kinder, welchen großen und ganz unersetzlichen Schaden Ihr Euch zuziehen könnet, wenn Ihr Euch von abergläubiger Furcht beherrschen lasset. O, gewöhnt Euch doch dreist und beherzt! Ihr erspart Euch dadurch für die Folge nicht nur manche Schaam, sondern entgeht auch dem Schaden an Eurer Gesundheit, den der arme Gustav nun leiden muß.

Ihr, lieben Mädchen, die ihr gewöhnlich noch furchtsamer und zaghafter, wie die Knaben, seyd, laßt es Euch ja recht angelegen seyn, beherzt zu werden! Wenn Ihr Euch frühzeitig dazu gewöhnt, so wird es Euch weit leichter werden, als wenn Ihr erst in ältern Jahren anfangen wollet. Wenn vielleicht Mägde oder andere Personen Euch dummes abergläubiges Zeug erzehlen wollen, so höret es gar nicht an, sondern lachet sie aus. Da giebt es gar Viele von Euch, die sich durch ihre Furchtsamkeit bei allen vernünftigen Menschen zum Gelächter machen. Ich kenne selbst so ein kleines Mädchen von neun Jahren, Emilie S. heißt sie, sonst ein recht gutes und verständiges Kind, aber so zaghaft und feigherzig, daß sie beinahe alle Tage deshalb ausgelacht wird. Soll sie etwa einmal ein paar Minuten im Dunkeln in der Stube allein bleiben, so ist sie in tausend Aengsten; oder soll sie aus einer andern Stube, wenn es schon finster wird, etwas holen; so macht sie immer Ausflüchte, und thut es nicht eher, bis es ihr scharf geboten wird. Ja, wenn sie zu Bette gehet, so will sie nicht im Dunkeln bleiben, sondern verlangt, daß die Thüre, die zur Wohnstube ihrer Eltern führt, offen bleiben soll, damit sie das Licht sehen und Menschen hören kann. Ungeachtet nun ihre guten Eltern und ihre ältere

Schwester, ein kluges und ganz vortrefliches Mädchen, ihr schon oft die ernstlichsten Verweise gegeben haben; so will Emilie diese üble und böse Gewohnheit doch nicht ganz ablegen. Sie wäre, wenn sie so blieb, ein beklagenswürdiges Geschöpf, denn sie würde sowohl von Vernünftigen ausgelacht und verspottet werden, als auch an ihrer Gesundheit Schaden leiden. Doch, ich habe das Zutrauen zu ihr, sie wird auch in diesem Stücke verständig werden.

Da ich eben mit Euch, meinen kleinen Leserinnen, von der Furchtsamkeit rede; so muß ich Euch bei der Gelegenheit noch auf einen Fehler aufmerksam machen, den so Viele von Euch an sich haben: daß Ihr nämlich vor unschädlichen oft ganz kleinen Thieren in Angst und Schrecken gerathet. Wenn Ihr eine Maus sehet, oder auch nur eine kleine Spinne oder Raupe, oder wenn eine dieser leztern etwa gar an Euch kriechet; so seyd Ihr vor Schrecken ausser Euch, fangt ein Zettergeschrei an, als wenn Ihr Euch in der größten Gefahr befändet. Sagt einmal selbst, verdient Ihr nicht, derb ausgelacht zu werden? Was kann Euch eine Maus, die noch dazu ein so artiges munteres Thierchen ist, für Schaden zufügen? Sie wird sich gewiß nicht

auf Euch setzen und Euch beissen. Und eine Raupe und Spinne, so kleine ohnmächtige Geschöpfe, die man mit dem kleinen Finger todt drücken kann — vor diesen fürchtet Ihr Euch? — Versuchet es nur einmal und greift eines dieser Thiere an; wiederholt dies öfter, und Ihr werdet bald finden, daß ich Recht habe. So habe ich meine eigene Schwester, die sich vor den Spinnen nicht wenig fürchtete, gelehrt, daß sie jetzt diese Thiere in die Hand nehmen und an sich hinauf und hinab kriechen lassen kann; und das fieng ich auf folgende Art an: Ich nahm eine Spinne in meine Hand, und nun ließ ich meine Schwester erst mit einem Finger sie berühren, alsdann sie ordentlich streicheln; hernach mußte sie dies kleine Thier mit zwei Fingern fassen. Dies wiederholte sie oft, und auf die Art lernte sie Spinnen aller Art, kleine und große, ohne Furcht und Abscheu angreifen.

Jetzt will ich Euch noch einen Vorfall erzehlen, der einem meiner Freunde vor einigen Jahren begegnet ist. Er führte als Hofmeister einen jungen Menschen, und machte mit diesem eine Reise. An einem Abend kehrten sie in einem Gasthofe ein, um da zu übernachten. Sie erfuhren, daß ein paar Stunden vor ihrer Ankunft des Wirths Tochter ge-

storben war. Der junge Mensch, der zu den Furchtsamsten gehörte, ob er gleich oft mit seiner Herzhaftigkeit prahlte, hätte gern das Wirthshaus sogleich wieder verlassen, denn es war ihm schon graulich, in einem Hause zu seyn, worin eine Leiche war. Sein Führer merkte auch das bald, und gab ihm einen wohlverdienten Verweis, denn er war deshalb schon so häufig belehrt und zurecht gewiesen worden.— Sie bekamen beide eine Stube mit zwei Betten zum Schlafen. Der junge Mensch wacht mitten in der Nacht auf, und da seinem Bette gerade gegenüber eine Thüre ist, die zu einer andern Stube führt; so fallen seine Augen zuerst darauf; aber was erblickt er? — in der Thüre eine weiße weibliche Figur, die sich langsam besann und auf sein Bett zuzukommen scheint.— Da befällt ihn ein Zittern, und der Angstschweiß bricht ihm aus, wie er in der Folge nicht ohne Schaam selbst gestand. Mit ängstlicher Stimme ruft er seinem Hofmeister zu. Dieser schlief in guter Ruhe; er wiederholt sein Rufen, und endlich erwacht dieser: "Sehen Sie doch, da kommt sie!„ denn der furchtsame Hase glaubte nichts gewisser, als die todte Wirthstochter käme an. Mein Freund ermunterte sich, blickte zur Thüre hin, und ruft; "wer ist da?„ — Da niemand antwortet, so springt er aus dem Bette, um zu untersuchen, was

das ist. Der junge Herr kriecht jetzt, da er seinen Hofmeister auf die Thüre zugehen siehet, unter ängstlichem Schreien mit dem Kopfe ganz ins Bette. Und nun rathet einmal, was es war; — Nichts mehr und nichts weniger, als ein kleiner runder, mit einer weißen Gardine behangener Tisch, auf diesem stand ein weißer Haubenstock mit einer Haube. Die Thüre war nicht fest eingeklingt gewesen, folglich hatte sie sich nach und nach geöffnet; und weil ein Fenster offen stand, hatte der Wind die Gardine und das Band auf der Haube in Bewegung gesetzt; und so schien es, als käme die Figur gegangen. Das Gelächter, das mein Freund bei diesem Anblick erhob, setzte den jungen Helden in ein neues Schrecken, denn es dünkte ihn, als rief er vor Angst; bis er endlich seines Irrthums und seiner leeren Furcht überführt wurde.

Nun sollt ihr aber auch ein paar Geschichtchen hören, zum Beweise, daß es eben so gefährlich ist, und daß es die traurigsten Folgen haben kann, wenn man aus seynsollenden Spaß andern Furcht und Schrecken einjagen will. Da weiß ich einen dergleichen Fall aus meinen Schuljahren.

Einer meiner jungen Freunde von etwa funfzehn Jahren, der nebst mir den Winter hindurch einige-

mal in der Woche Nachmittags von vier bis fünf Uhr eine Privatstunde besuchte, erzehlte mir eines Tages: er habe gestern, wie er bei seiner Zuhausekunft über den Saal gegangen sey, an dessen Ende seine kleine Stube war, in der einen Ecke eine sonderbare weiße Figur gesehen; er habe sie angeredet, sie habe aber nicht geantwortet; sondern sey bald klein, bald groß geworden. Er habe sich an nichts gekehrt, sey in seine Stube gegangen, habe schnell Feuer geschlagen und ein Licht angezündet, weil gerade niemand zu Hause gewesen, und mit diesem Licht sey er zurück auf den Saal gegangen; habe nun nichts gesehen und nichts gehört. Er wollte, fuhr er fort, wenn sich die weiße Gestalt diesen Abend wieder zeigen sollte, die Sache gewiß heraus bringen, da er fest überzeugt wäre, daß Betrug oder eine Spitzbüberei dahinter wäre; er wollte sich zu dem Ende mit einem tüchtigen Stocke versehen, und seinen ungebetenen Gast gebührend empfangen. Ich wußte gewiß, daß er Wort hielt, denn er fürchtete sich vor nichts; er hatte Muth. Ich, der ich ebenfalls mit meinen frühesten Jahren von meinen guten Eltern und Lehrern zur Dreistigkeit gewöhnt war, verstand mich sogleich dazu, ihm Gesellschaft zu leisten. Wir versahen uns also beide mit guten Stöcken, und konnten kaum die Abendzeit erwarten;

aber

aber — unser Verlangen wurde nicht befriedigt, denn wir bekamen nicht das Geringste Verdächtige zu sehen. Wir waren vier Abende hinter einander auf unserm Posten, aber wir fanden nichts, und gaben also unser Unternehmen auf. Schon machte ich meinem jungen Freunde Vorwürfe, er habe sich von seiner Einbildungskraft täuschen lassen; aber er versicherte das Gegentheil.

Einige Tage darauf, Abends spät, kam mein Freund zu mir: Ich habe heute das Gespenst entdeckt, sagte er — sahe aber dabei sehr niedergeschlagen aus. Das Erstere freuete mich, dieses aber war mir auffallend, und ich bat ihn dringend, mir doch sogleich die ganze Sache zu erzehlen. Nun erfuhr ich Folgendes: Wie er nach fünf Uhr, wie gewöhnlich, zu Hause gekommen war; so zeigte sich ihm in derselben Ecke des Saals die weiße Gestalt wieder. Nun hatte er, ob wir gleich die Hoffnung aufgegeben, noch immer die Vorsicht gebraucht, unter einem Schranke, der beim Eingange des Saales stand, einen Stock zu verbergen, um bei wiederkommenden Nothfall Gebrauch davon zu machen. Jetzt also, ohne sich lange zu besinnen, ergrief er dies Instrument, und gieng damit gerade auf die weiße Figur zu. Da sein wiederholtes: Wer da? ohne

Antwort blieb, und die Gestalt sich, wie das erstemal, bald klein, bald groß machte; so versetzte er ihr aus Leibeskräften einen Schlag, und mit einem Schrei: "ach Jesus!" sank sie nieder. Um es Euch nun kurz zu erzehlen — es war die Magd, die bei seiner Tante diente. Dieß einfältige Geschöpf hatte sich, wie sie hernach selbst aussagte, an dem jungen Menschen rächen wollen, weil er sie einmal wegen einer Lüge, auf der er sie ertappte, bei seiner Tante verklagt hatte. Ihr könnet Euch, lieben Kinder, wohl vorstellen, daß mein junger Freund, der nun in aller Geschwindigkeit Licht herbei schaffte, vor Schrecken außer sich war, als er die Person vor sich liegen und vom Kopfe, den er ihr getroffen, das Blut stromweise herabfließen sahe. Die Tante war wieder nicht zu Hause, dies hatte die Magd, wie das vorigemal, abgepaßt. Mein Freund schaffte ohne Verzug einen Wundarzt herbei, der zum guten Glück in der Nähe wohnte; wußte sich aber, wie er mir sagte, vor Besorgnis nicht zu fassen, bis er erfuhr, daß die Wunde nicht tödtlich war. Der Arzt beruhigte ihn deshalb, setzte aber auch hinzu, daß um ein paar Finger breit weiter die Person auf der Stelle todt geblieben wäre. Der junge Mensch, der ein gutes, mitleidiges Herz hatte, blieb eine geraume Zeit niedergeschlagen; denn die Per-

son mußte, ungeachtet sie ausser Gefahr war, große und lange Schmerzen ausstehen.

Nun bedenket einmal Kinder, was für ein schreckliches Schicksal das gewesen wäre, wenn die Magd — und das durch ihre eigene Schuld — ihr Leben verlohren hätte! Hier ist noch ein anderes Beispiel der Art:

Drei junge Männer, die in der freundschaftlichsten Verbindung standen, wurden einst zu einem ihrer ehemaligen Schulfreunde, dem Besitzer eines Landgutes eingeladen. Sie nahmen es an, und ritten zusammen an den bestimmten Ort. Abends wurden ihnen ihre Schlafzimmer angewiesen: zwei bekamen eines zusammen, der dritte aber, Namens Hartmann, bekam eines für sich besonders.

Nach Mitternacht wurde Hartmann durch ein Geräusch aufgeweckt, er horchte — es war auf dem Gange vor der Schlafstube. Er schlief wieder ein, seine Ruhe dauerte aber nicht lange; er wurde durch ein größeres Geräusch erweckt. Nun richtete er sich in seinem Bette in die Höhe und war aufmerksam Es kam immer näher und — mit einemmale öffnete sich die Thür. Eine schneeweiße Gestalt trat herein, und näherte sich langsam dem Bette. Hart-

mann erschrak zwar etwas beim ersten Anblicke, er ermannte sich aber auch gleich wieder, denn es fehlte ihm nicht an Herzhaftigkeit. Er sprang schnell aus dem Bette, zog seinen Uiberrock an, und ergrief eine seiner Pistolen, die auf einem Tische lagen. Das Gespenst stand iezt einen Augenblick still, und Hartmann erwartete, was es weiter beginnen würde. Nun winkte es auf eine langsam feierliche Art, und gieng zur Thüre, zum Zeichen, daß er ihm folgen sollte. — Hartmann besann sich nicht lange, sondern that es mit der Pistole in der Hand. Die weiße Gestalt führte ihn über einen langen Gang, öffnete am Ende desselben eine Thüre, und gab zu verstehen, daß Hartmann hinein gehen möchte — er that es auch. Schnell warf das Gespenst die Thüre hinter ihm zu, und er war allein.

Er befand sich nun in einem kleinen Stübchen mit einem einzigen Fenster. Es war ganz leer, wie er beim Schein des Mondes sehen konnte; ausser daß unter dem Fenster etwas stand, was einem Tische ähnlich und mit einem schwarzen Tuche behängt war. Hartmann wollte sehen, wo die weiße Gestalt geblieben; er fand aber die Thüre verschlossen. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, sie zu öfnen,

näherte er sich wieder dem Fenster, und besahe das darunter stehende schwarze Ding von allen Seiten. Indem er so stand und bei sich überlegte, was anzufangen wäre; so schien es, als wenn das schwarze Tuch sich zu bewegen anfieng. Er hatte genau Acht, und es war wirklich so; die Bewegung blieb aber ein und eben dieselbe. Da konnte er der Begierde zu wissen, was das wäre, nicht länger widerstehen; er hob das Tuch auf — aber ach, was erblickte er da! Einen Menschenkopf, der über und über vom Blute trof, den Mund weit aufsperrte und die Zunge weit heraus streckte, stand auf dem Tische. Daß Hartmann beim ersten Anblick sich nicht sollte entsetzt haben, ist nicht zu verlangen. Er trat einige Schritte zurück, faßte aber bald darauf neuen Muth, und entschloß sich, mit der Pistole in der Hand, zu untersuchen was es wäre. Indem er sich näherte, fiel das Tischblatt in zwei Stücke, und der blutige Kopf hob sich mit lautem Gelächter in die Höhe.

Was meint ihr nun wohl, was das war? — Der eine von Hartmann's Begleitern hatte sich zum Gespenst gemacht, ihn aus dem Schlafe gestört und in dies Stübchen gelockt; der Andere aber hatte diesen gräßlichen Anblick verursacht. Er hatte

seinen ganzen Kopf mit Blut bestrichen, und ihn durch den Tisch gesteckt, der besonders dazu verfertigt war; er bestand aus zwei Theilen, und hatte in der Mitte eine Oeffnung, durch welche man mit dem Kopfe kriechen konnte, daß es ganz so schien, als wenn ein Kopf auf dem Tische stände. Nun werdet Ihr aber auch gern wissen wollen, was beide dazu bewogen? — Die Veranlassung war folgende:

Die drei Freunde unterhielten sich einst von Gespenstern und solchen Geschichten, die der Aberglaube ersonnen; und da behauptete Hartmann, wie jeder Vernünftige, daß es mit allem nichts sey, und daß er sich überhaupt vor nichts gefürchtet habe, und sich auch nie fürchten werde. Hierauf beredeten sich die beiden andern, ihn bei der ersten Gelegenheit auf die Probe zu stellen; allein es vergieng wohl ein Jahr, ehe sie dieß bewerkstelligen konnten. Da sie iezt zu ihrem auswärtigen alten Schulfreunde eingeladen wurden, so schien ihnen dies die beste Gelegenheit zu seyn, ihr Vorhaben auszuführen. Sie theilten ihm deßhalb noch vor ihrer Ankunft ihren gemachten Plan schriftlich mit, damit er die zu ihrer Spuckerei nöthigen Sachen herbeischaffen konnte.

Nicht wahr lieben Kinder, beim Lesen dieser Geschichte hat Euch ein kalter Schauer befallen? Ihr sehet aber wieder hieraus, daß Ihr nicht nur keine Ursache habt, Euch vor solchen Erscheinungen zu fürchten, sondern auch, daß es unvernünftig und im höchsten Grade unbesonnen ist, jemanden Furcht und Schrecken einzujagen. Wie leicht wär es geschehen, daß Hartmann seine Pistole auf jenen abfeuerte? Machet es also zu einem unverbrüchlichen Gesetz, nie so etwas zu thun; ja vermeidet es sogar, Euren Gespielen oder ältern Personen kleinere Arten von Schrecken zu verursachen, z. B. Euch hinter eine Thür, einen Schrank oder auf eine andere Art zu verstecken, und plötzlich hervorzufahren — auch dies kann bei vielen Personen die traurigsten Folgen bewirken. Sehet Ihr von andern, daß sie solche einfältige Späßchen treiben wollen; so verhindert es auf alle mögliche Art: Ihr könnet dadurch die Gesundheit Vieler erhalten. — Stößt Euch aber etwas auf, kommt Euch dies oder jenes zu Gesicht, wovon Ihr nicht wisset, was es ist; so zittert und bebt nicht, oder nehmt etwa gar das Reißaus; sondern stellt eine behutsame und genaue Untersuchung an. — Ihr werdet gewiß jedesmal finden, daß keine Ursache zum Erschrecken oder Fürchten da war.

Alle erfahrne und verständige Leute werden Euch sagen, daß man jedesmal entweder sich selbst betrügt, oder von andern betrogen wird, wenn man meint, dies oder jenes gehe nicht natürlich zu. Hier sind noch einige Beispiele, aus denen Ihr sehen könnt, daß man sich gar nicht vor Gespenstern und Hexen zu fürchten braucht.

## Der furchtsame Mann.

Ein Mann mußte in Geschäften noch Abends spät über Feld gehen. Er war sehr furchtsam, und sah in der Dunkelheit Baumstämme, Pfähle und andere Dinge mehr für Gespenster an. Wenn ein Hase ihm zur Seite plötzlich aufsprang, so zitterten ihm alle Glieder; selbst Fledermäuse und Nachteulen, die um ihn her flogen, schienen ihm verdächtig. Bei diesen ängstlichen Vorstellungen setzte er seinen Weg mit starken Schritten fort, um nur bald wieder nach Hause zu kommen. Auf einmal hörte er dicht hinter sich etwas rauschen. Er sahe sich schüchtern um. Da er nichts bemerkte, so wurde ihm noch bänger, und er fieng nun an aus allen Kräften zu rufen. Aber das Geräusch folgte ihm auf dem Fuße nach, und obendrein fühlte er auch empfindliche Stiche in den Waden. Nun könnt Ihr leicht denken, wie dem furchtsamen Manne zu Muthe seyn mochte.

Der Angstschweiß brach ihm aus. Er wollte um Hülfe schreien, und konnte doch keinen Laut von sich geben. Endlich kam er ganz athemlos nach Hause, und stürzte zur Thür hinein. Seine Frau und seine Kinder glaubten, er würde von Räubern verfolgt, und erschracken recht sehr. Aber nun zeigte sich auch bald, worüber der Mann ohne Ursache in solche Angst gerathen war. Auf dem Felde hatte ein abgeschnittener Zweig von einem Dornstrauche gelegen und sich hinten an seinen Rockschoß gehängt. Wäre der Mann nicht abergläubisch gewesen, so hätte er zugefühlt und sich den Dornzweig abgenommen. Dann würde er sich alle die unnöthige Angst erspart haben.

## Ein Todtenkopf läuft umher.

Ein Arzt hatte verschiedne Gerippe oder Skelette von todten Menschen und Thieren in seinem Bibliothekzimmer stehen; denn die Aerzte brauchen dergleichen, um den menschlichen Körper recht kennen zu lernen. Einmal fand er auf dem Kirchhofe, als eben der Todtengräber ein neues Grab machte, einen unbeschädigten Todtenkopf. Er nahm ihn mit nach Hause, und stellte ihn auf den Tisch in seiner Schlafkammer. Seine Aufwärterin (er war un-

verheirathet, und wohnte zur Miethe) äusserte ihre Unzufriedenheit darüber. Sie mußte nämlich jeden Morgen, wenn der Doktor nicht zu Hause war, allein in die Kammer gehen und aufräumen. Daher bat sie ihn, er möchte doch den gräßlichen Todtenkopf wegnehmen, und ihn lieber zu den Gerippen in der andern Kammer bringen, wo sie nicht hinkäme. Der Doktor aber hatte seinen Scherz mit ihr, und sagte: lasse sie den Kopf nur ruhig stehen; sie hat nicht Ursache, sich vor ihm zu fürchten. Einige Tage nachher war der Doktor ausgegangen, um einen Kranken zu besuchen. Als er wieder zurückkam, sah er vor seiner Wohnung eine Menge Menschen versammelt, die sich an der Thür und an dem Fenster drängten, und neugierig hineinguckten. Er konnte nicht begreifen, was es da gäbe, und eilte hin zu kommen. Schon von weitem rief der Wirth, der in der Thüre stand, ihm zu: "Herr Doktor, wenn Sie nicht noch heute den fatalen Todtenkopf aus meinem Hause schaffen, so kündige ich Ihnen gleich die Miethe auf. Da, sehen Sie nur das Spektakel! Der Kopf ist vor den Augen Ihrer Aufwärterin von dem Tische gesprungen, und läuft nun auf dem Boden der Kammer umher. Das Mädchen liegt halb todt vor Schrecken auf dem Bette in meiner Stube." Der Doktor schwieg stille,

gieng ganz gelassen in die Kammer, und sah wirklich, daß der Kopf auf dem Fußboden hin und her rollte. Er betrachtete ihn eine Weile aufmerksam, und wußte selbst nicht zu begreifen, wie das zugieng. Aber auf einmal bemerkte er ein schwarzes Schwänzchen, welches aus der einen Augenhöhle des Kopfes hervorstand. Nun nahm er den Kopf auf, trug ihn hinaus, und zeigte dem Wirth und den Zuschauern, was eigentlich den Todtenkopf belebt und bewegt hatte. Es war nämlich eine Ratze hinein gekrochen, welche sich nicht gleich wieder hatte heraus finden können. Viele lachten und freueten sich über diese Entdeckung; aber einige alberne Leute hielten das Thier für keine natürliche Ratze; sondern für — den Teufel, obgleich der Doktor sie in ihrer Gegenwart tödtete.

---

## Ein Bauer stirbt vor Schrecken.

Das Gliederreißen, oder die Gicht, ist eine sehr schmerzhafte Krankheit. Ein gewisser Bauer, der davon geplagt wurde, und von seinem Arzte keine Hülfe erhalten konnte, gieng endlich zu einem Manne, welcher vorgab, er wäre in geheimen Künsten erfahren. Dieser rieth ihm, er sollte in der Mitternachtstunde einen Todtenkopf von dem Kirchhofe

holen, den Scheitel zu Pulver stoßen, und das Pulver einnehmen; dann würde er gewiß gesund werden. So schwer es auch dem Bauern ankam, sich dazu zu entschließen, so that er es doch, weil er einmal sein Vertrauen auf dieses Mittel gesetzt hatte. Er kletterte also mit pochendem Herzen um zwölf Uhr des Nachts über die Mauer des Kirchhofes, und näherte sich in großer Angst dem Beinhause, wo er sich schon am vorigen Tage unter den vielen Todtengebeinen, die da lagen, einen Schädel gemerkt hatte, den er nehmen wollte. Als er an die offenstehende Thür kam, überfiel ihn aufs Neue ein Grausen, daß er seiner Sinne kaum mächtig blieb. Aber dennoch wankte er hinein, ergrief den Kopf, und wollte damit fort. In dem Augenblicke hörte er neben sich etwas ächtzen, stöhnen und sich bewegen. Er stürzte wie unsinnig aus dem Beinhause, fiel über ein Grab, und blieb ohnmächtig da liegen. Am Morgen fand man ihn, und trug ihn nach Hause. Endlich kam er wieder zur Besinnung. Nun erzehlte er mit schwacher Stimme, was ihm begegnet war. Kaum hatte er das gethan, so starb er an den Folgen des ausserordentlichen Schreckens.

Fast jedermann im Dorfe glaubte nach dieser Begebenheit noch fester an Gespenster. Aber nach

einigen Tagen erfuhr man, wie es damit zusammen hieng. In derselben Nacht hatte ein Müllerbursche im Beinhause geschlafen. Er war den Abend spät betrunken aus der Stadt gekommen, und hatte, theils aus Müdigkeit, theils aus Furcht vor seinem Herrn, jene Schlafstelle gewählt. Das gestand er nachher selbst ganz frei und öffentlich.

## Ein vernünftiger Zimmermann.

Weit vernünftiger als der Bauer betrug sich ein Zimmermann, welcher in der Nacht, gerade als es eilf Uhr schlug, vor einem Gottesacker vorbei kam. Er hörte seitwärts von den Gräbern her ein dumpfes Aechzen. Nun stand er still und horchte, wo der Ton der Stimme eigentlich herkäme. Da es eine sternenhelle Nacht war, so konnte er die Gegenstände auch ziemlich gut unterscheiden. Er gieng der Stimme nach. An der Stelle, wo er sie am vernehmlichsten hörte, sah er ein frisches Grab zu seinen Füßen. "Halt!" dachte er, "hier ist gewiß ein Unglücklicher zu früh begraben; den mußt du von einem schmälichen Tode zu retten suchen." Schnell eilte er nach Hause, weckte seine Leute, erzehlte ihnen mit wenigen Worten den Vorfall, und verlangte, daß sie mit ihm gehen und ihm bei dem Aus-

graben helfen sollten. Keiner hatte Muth dazu; alle zitterten vor Furcht, und riethen ihm auf das Dringendste ab, wieder nach dem Grabe hinzugehen. Ohne weiter mit vergeblichen Reden Zeit zu verlieren, nahm der brave Mann Spaten und Laterne, kehrte ganz allein auf den Gottesacker zurück, grub das neue Grab bis an den Sarg auf, bückte sich dann nieder, und hielt das Ohr an den Deckel des Sarges. Er hörte wieder ächzen, aber nicht im Sarge, sondern über sich. Nun blickte er nach dem Rande des Grabes in die Höhe, und hier sah er zwei feurige Augen, die ihn anstarrten. Einen Augenblick stutzte er; doch bald faßte er sich wieder. Er beleuchtete das Ding mit seiner Laterne, und fand — ein krankes Schaf. Dieses Thier war dem Lichte nach gekrochen, um bei Menschen Hülfe zu suchen.

---

## Ein Hund gilt für ein Gespenst.

Eine Dame war öfters kränklich, und mußte die meiste Zeit im Bette zubringen. Sie hatte zu ihrer Bedienung eine alte, sehr abergläubische Wartfrau, welche beständig von Gespenstern träumte. Einmal hörten beide in der Nacht, da alles im Hause still war, ein ziemlich starkes Klopfen an die Thür. Die

Wärterin fuhr zusammen, und rief: "Ach Gott! ein Gespenst!„ Die Dame befahl ihr das Licht zu nehmen, die Thür aufzumachen und zuzusehen, wer klopfte. Aber dazu ließ die Wartfrau sich schlechterdings nicht bewegen; sie hätte sich eher todtschlagen lassen, als daß sie nur bis an die Thür hingegangen wäre. Während daß die Dame sich Mühe gab, der Wärterin ihren Aberglauben auszureden, pochte es wieder eben so, wie vorher; und dies geschah bald noch einigemale. Zuletzt wurde die Dame ärgerlich. Sie strengte alle ihre Kräfte an, stieg aus dem Bette, nahm das Licht, und gieng selbst nach der Thür. Als sie aufmachen wollte, fühlte sie draussen einigen Widerstand; aber sie ließ nicht nach. Und was meint ihr nun wohl, was das war, worüber die Wartfrau in solche Angst gerathen war? Der große Haushund, der dicht an der Thüre lag. Er hatte, weil ihn Ungeziefer plagte, sich gekratzt, und dabei mit der Pfote öfters an die Thür gestoßen. Dies war ganz augenscheinlich; denn der Hund blieb vor der Thür liegen, und als die Dame wieder zugemacht hatte, klopfte es draussen eben so, wie vorher.

Wäre die Dame eben so abergläubisch gewesen, wie ihre Wärterin, und hätte das Klopfen etwa für

Ahnung, für eine Vorbedeutung des Todes gehalten, so könnte es schlimme Folgen für sie gehabt haben.

---

## Um Mitternacht geht, klopft und klirrt es.

Ein gewißer Edelmann besuchte einmal entfernte Verwandten, die er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sie freueten sich sehr über seine Ankunft, bewirtheten ihn aufs Beste, und wiesen ihm dann sein Bett in einem Zimmer an, dessen Fenster nach dem Hofe hinaus giengen. Er war von der Reise müde, und schlief bald ein; aber mitten in der Nacht weckte ihn ein Geräusch. Es kam ihm vor, als ob neben seinem Bette jemand ein paarmal auf- und abgienge. Er war zwar nicht furchtsam; doch beunruhigte ihn das ein wenig, weil er wußte, daß er die Thür fest verriegelt hatte. Bald nachher hörte er in einiger Entfernung stark klopfen und etwas klirren, wie mit Ketten. Nun konnte er vor Unruhe nicht wieder einschlafen, und wünschte nur, daß bald der Morgen anbrechen möchte. So wie es nur dämmerte, stand er auf, und gieng in die Familienstube zum Frühstück; er erwähnte aber von dem Vorfall nichts, damit seine Verwandten ihn nicht

für

für furchtsam halten sollten. Sie fragten ihn nun allerlei von seinem Wohnort. Während der Unterredung gähnte die Wirthin vom Hause einigemale. Sie wußte wohl, daß sich das nicht schickt, und sagte daher zu dem Fremden: er möchte es nicht übel nehmen; sie hätte in der Nacht nicht geschlafen. Ihre Schwester wäre unpäßlich geworden; deshalb hätte sie aufstehen und Thee kochen müssen. Nun erzehlte der Fremde, was er in der Nacht gehört, und die Wirthin, was sie gethan hatte; da ließ sich dann das Hin- und Hergehen, das Klopfen und Klirren leicht begreifen. Die Wirthin war hinter einer dünnen bretternen Wand, an welcher der Gast schlief, in die Speisekammer, und wieder zurückgegangen; nachher hatte sie Zucker geklopft, und mit einem Bunde Schlüsseln geklirrt, weil sie einen Schrank aufschließen mußte.

---

## Ein Bauer, der sich von zwei listigen Schelmen betrügen ließ.

Sehr oft werden solche Spuckereien auch vorsetzlich angestellt, um böse Absichten zu erreichen.

Zwei listige Schelme machten mit einem einfältigen, aber reichen Bauer Bekanntschaft, und er-

zehlten von Erscheinungen des Teufels, und mehr dergleichen. Dabei versicherte der eine, er hätte die Kunst gelernt, den Teufel zu bannen oder zu vertreiben. Der Bauer glaubte das alles treuherzig, und wurde durch die Erzehlung noch furchtsamer, als er schon vorher gewesen war. Nach einiger Zeit verkleidete sich der eine von den Betriegern, kam bei Nacht in einer fürchterlichen Gestalt vor das Haus des Bauers, lärmte an der Thür, und brüllte ganz entsetzlich. Der Bauer getraute sich kaum, das Fenster ein wenig zu öffnen, und hinaus zu sehen. Als er nun die Gestalt erblickte, zweifelte er gar nicht, daß es der Teufel wäre. Er verkroch sich geschwind unter das Bett, und der Angstschweiß brach ihm aus. So gieng es dem Bauer einige Nächte hintereinander. Um sich Ruhe zu verschaffen, bat der einfältige Mann den andern Betrieger, der sich für einen Teufelsbanner ausgab, er möchte doch den Teufel von seinem Hause vertreiben. Der Betrieger antwortete: ja, das will ich wohl thun. Aber was bekomme ich dafür? Der Bauer versprach ihm eine ansehnliche Summe Geldes. Den Abend kam nun der listige Teufelsbanner zu ihm ins Haus, und wartete auf die Erscheinung des vermeinten Teufels, der sich auch um die gewöhnliche Zeit wieder mit größtem Getöße einstellte.

Sogleich fieng der Teufelsbanner an, allerlei unverständliche Wörter her zu murmeln und sich dabei seltsam zu geberden. Hierauf ergrief er einen Prügel, stürzte zur Hausthür hinaus, und stellte sich, als ob er tüchtig auf den Teufel losschlüge, der auch bald mit lautem Geheule davon lief. Nun kam der Betrüger zurück, und versicherte dem Bauer, daß der Teufel ihn nie wieder beunruhigen würde. Der Bauer gab das versprochne Geld, und die beiden Schelme theilten es nachher unter sich.

---

## Ein vornehmer Herr, der sehr muthig war.

Ein vornehmer Herr, der in Geschäften seines Königs reisete, wurde unterweges von einem starken Ungewitter überfallen, und sah sich daher genöthigt, in dem ersten dem besten Dorfe einzukehren. Hier fand er ein sehr elendes, unreinliches Wirthshaus, und hatte gar keine Lust, die Nacht darin zu bleiben. Er fragte den Wirth: "ist kein Edelmann in diesem Dorfe?„ — Nein. — "Auch kein Pfarrer (Prediger)?„ — Ja. — Nun, so geht hin, und bittet ihn um ein Nachtlager für mich. Als der Pfarrer den Namen des fremden Herrn hörte, war er gleich bereit, ihn aufzunehmen, und empfieng

ihn mit großer Ehrerbietung, weil er wußte, daß der fremde Herr ein Liebling des Königs war. Er ließ in der Eil, so gut er konnte, ein Abendbrod kochen, und unterhielt seinen Gast während der Mahlzeit mit muntern Gesprächen. Bei Gelegenheit erwähnte er auch des alten Schlosses, welches in diesem Dorfe lag, und nicht bewohnt wurde, weil es schon lange in dem Rufe stand, daß böse Geister darin hauseten. Der Fremde, ein herzhafter und entschloßner Mann, hatte sich schon längst eine Gelegenheit gewünscht, die Betriegerei mit Geistererscheinungen entdecken zu können; er sagte daher: ich will diese Nacht in dem Schlosse schlafen. Der Pfarrer bat ihn, er möchte doch das nicht thun; denn Allen, welche es gewagt hätten, eine Nacht auf dem Schlosse zuzubringen, hätte ihre Dreistigkeit das Leben gekostet. Der fremde Herr blieb aber fest bei seinem Entschlusse, und sagte zu dem Geistlichen: "lassen Sie nur Ihren Knecht etwas Stroh und einige Betten für mich und meinen Bedienten auf das Schloß schaffen.„ Da weder Bitten noch Vorstellungen halfen, so rief der Pfarrer endlich seinen Knecht, und befahl ihm, was er thun sollte.

Der fremde Herr gieng mit der Laterne selbst voran, und gerade auf das einsame Schloß zu; sein

Bedienter und der Knecht des Geistlichen trugen Stroh und Betten hinter ihm her. Als er in die Thür trat, sah er rechter Hand eine breite, steinerne Treppe. Er gieng hinauf, und kam nun zuerst in einen großen Vorsaal, wo verschiedene alte Gemälde hiengen. Zu beiden Seiten des Saales waren Zimmer, deren Thüren offen standen. Er besah die Zimmer, um sich das bequemste auszusuchen; aber in keinem war nur das geringste Hausgeräth. Endlich wählte er das nächste an der Treppe, und ließ sein Lager darin machen. Dem Knechte des Geistlichen brach der Angstschweiß dabei aus; er zitterte am ganzen Leibe, und als er fertig war, bat er, sie möchten ihn mit der Laterne nur bis an die äusserste Thür des Schlosses begleiten, sonst wäre er des Todes. Der Herr und sein Bedienter giengen wirklich mit ihm, und dann kehrten sie in das Zimmer zurück. Nun stellte der Herr die Laterne neben sein Lager, legte zwei scharf geladene Pistolen zur Rechten und Linken hin, und begab sich, mit dem Degen in der Hand, zur Ruhe.

Nach eilf Uhr entstand ein ganz entsetzliches Getöse und Gepolter, nicht anders, als wenn ein Regiment Soldaten mit Pferden und Waffen die Treppe hinauf marschirte. Allmählig kam der

Lärm dem Schlafgemach immer näher. Der Herr richtete sich auf, doch nicht ohne einige Bangigkeit, faßte mit der rechten Hand den Degen, und mit der Linken eine Pistole, und erwartete so, was weiter geschehen würde. Nun gieng die Thür auf, und es trat eine gräßliche Gestalt mit feurigen Augen herein. Auf einmal erlosch das Nachtlicht des Fremden. Zugleich brüllte das Ungeheuer erschrecklich, und über dem Schlafzimmer ließ sich ein gräuliches Toben, ein Geheul wie von tausend wilden Thieren hören. Nun fielen dem fremden Herrn Degen und Pistol aus der Hand, und er sank betäubt auf sein Lager zurück. Als der Lärm eine Weile gedauert hatte, knallte es auf einmal entsetzlich, als ob eine Kanone losgebrannt würde, und dann wurde alles stille. Das Gespenst war unterdessen an das Lager des Herrn und seines Bedienten gekommen, und knif beide braun und blau; auch schlug es sie mit Ketten. Endlich entfernte es sich, und gieng mit großem Geräusche die Treppe hinunter.

Nach und nach erholte sich der Herr wieder, und übersann den ganzen Vorfall. Er war fest überzeugt, daß es keine Geister, sondern Menschen wären, welche diesen Unfug trieben; aber er wußte nicht, was er thun sollte, um hinter den Betrug zu

kommen, oder auch nur, um sein Leben zu retten. Er konnte leicht denken, daß das vermummte Gespenst sich gegen Degen und Schießgewehr genug würde verwahrt haben, und daß es mit seinen Gehülfen ihn und seinen Diener leicht todtschlagen könnte. Zuletzt nahm der Herr sich vor, wenn es noch einmal käme, ihn nicht umbrächte, und dann wieder weggienge, heimlich nachzuschleichen.

Diesen dreisten Vorsatz führte er wirklich aus.

Nach einer Stunde kam das Gespenst wieder, und alles gieng wie vorher. Es trat an das Bett' knif und schlug den Herrn wie den Bedienten, und rasselte dann zur Thür hinaus. Kaum hatte es aber den Rücken gewendet, so sprang der Herr von seinem Lager auf, nahm seinen Degen in die eine Hand, die Pistole in die andere, und schliech sich leise nach. Das Gespenst stieg langsam die Treppe hinunter, und wendete sich dann seitwärts nach einem gewölbten Gange. Als es nun noch einige Schritte gethan hatte, verschwand es plötzlich. Bisher hatten die feurigen Augen des Gespenstes dem Herrn anstatt einer Laterne gedient; aber nun war alles um ihn her stockfinster. Mancher andre in seiner Stelle wäre gewiß nun stehen geblieben und umgekehrt; denn er hatte bemerkt, daß mehrere Per-

sonen vor dem Gespenst hergiengen. Diese waren jetzt ebenfalls verschwunden, und er konnte leicht denken, daß er mit mehrern Feinden zu thun bekommen würde. Dennoch gieng er vorwärts um das Ende des Ganges zu finden. Allein kaum hatte er noch einige Schritte gethan, so fiel er in eine Gruft hinunter, auf eine Lage von Heu und Stroh. Glücklicher Weise war er so gefallen, daß er sich mit seinem Gewehre nicht beschädigte; doch gieng die Pistole los, weil er den Hahn vorher gespannt hatte. So wie der Schuß knallte, sprangen vier starke Kerl mit Lichtern hervor, und einer von ihnen redete ihn mit donnernder Stimme an: Verwegener, was unterstehest du dich, hieher zu kommen? — Ohne erst eine Antwort abzuwarten, packten sie ihn darauf, und schleppten ihn in ein Zimmer, das schön aufgeputzt und mit kostbarem Geräthe versehen war. Hier saßen an einem Tische mehr als zwanzig Personen, die zum Theil von vornehmen Stande zu seyn schienen. Eine Zeitlang sahen sie den Fremden schweigend an, so wie er sie; dann aber rief einer: Tollkühner, wie durftest du es wagen, dich in diesem Schlosse aufzuhalten? Bereite dich zum Tode! Du mußt sterben! — "Sterben? antwortete der unerschrockne Mann; „ meinethalben. Aber glaubt mir, daß euch mein Tod theuer zu stehen kommen

wird.„ Ueber diese Worte wurden alle sehr erbittert, und befahlen, daß man ihn sogleich fortbringen sollte. Die vier Kerl führten ihn hierauf in ein finsteres enges Loch neben dem Zimmer, und ließen ihn allein. Unterdessen berathschlagte die Gesellschaft, was wohl mit dem Fremden zu machen wäre; denn seine Drohung schien vielen doch etwas bedenklich. Der Gefangene konnte das meiste von ihrer Unterredung verstehen, und bekam dadurch neuen Muth. Es währte nicht lange, so wurde er wieder vorgeführt, und man fragte ihn: wer er wäre, was er zu verrichten hätte, und dergleichen mehr. Nun sagte er seinen Namen und Stand, und setzte hinzu: der König hätte ihn mit sehr wichtigen Aufträgen abgeschickt, und würde, wenn sie ihn ermordeten, seinen Tod gewiß rächen. Ließen sie ihm aber das Leben, so verspräche er ihnen eidlich, daß er nie etwas von dem, was ihm hier begegnet wäre, entdecken wollte. Die Gesellschaft ließ ihn wieder abtreten, und berathschlagte aufs Neue. Endlich stimmten die Meisten dahin, es sey wohl das Rathsamste ihm das Leben zu schenken, und ihm Verschwiegenheit schwören zu lassen. Dies geschah. Nun brachte man den Fremden durch eine verborgene Thür an die Treppe, die zu seinem Schlafzimmer führte, und empfahl ihm nochmals, seinen

Eid zu halten. Er gieng mit leichterem Herzen hinauf, und wieder in sein Zimmer. Da lag der Bediente in Todesangst auf dem Bette. Als er seinen Herrn sah, wurde er gleichsam wieder lebendig, war vor Freude ganz ausser sich, und that verschiedene Fragen, auf die der Herr aber nur antwortete; "ich kann dir nichts erzehlen. Sei nur ruhig; es ist alles gut.„ Sobald der Morgen anbrach, giengen beide zu dem Pfarrer zurück. Dieser erstaunte und freuete sich, daß er sie wieder sah. Auch er wünschte zu wissen, wie es ihnen ergangen wäre; allein der Fremde sagte ihm nichts, und auch der Bediente schwieg, weil sein Herr es befohlen hatte. Nach dem Frühstücke nahm der Fremde Abschied, dankte dem Pfarrer für die gute Aufnahme, und schenkte ihm zum Andenken eine goldene Uhr. Dann setzte er seine Reise ungehindert fort, und kam in einiger Zeit glücklich wieder zu Hause an.

Ungefähr ein Jahr nachher saß dieser Herr eben mit einigen guten Freunden zu Tische, als ihm gemeldet wurde: es wäre ein fremder Reitknecht im Hofe angekommen, der ihn selbst zu sprechen wünschte. Der Reitknecht war zu Pferde, und hatte noch zwei sehr schöne Handpferde bei sich. Diese gab er einem Bedienten zu halten; dann überreichte er dem

Herrn einen Brief, und sagte: eine Ihnen bekannte Gesellschaft hat das Vergnügen, Ihnen mit diesen Pferden ein Geschenk zu machen. Kaum hatte er dies gesagt, so sprengte er wieder zum Hofe hinaus. In dem Briefe lag eine schwere Goldmünze, und der Inhalt desselben war: "Die unterirdische Gesellschaft, welche Sie vor einem Jahre haben kennen lernen, dankt Ihnen auf das Verbindlichste für ihre bisherige Verschwiegenheit. Jetzt aber sind Sie von Ihrem Eide los, da die Gesellschaft den Aufenthalt unter dem bewußten Schlosse verlassen hat. Ihren Zweck und ihre Beschäftigung können Sie aus der beiliegenden Münze sehen.„ Nun erzehlte der Herr seinen Gästen den ganzen Vorfall, von dem er bisher noch niemanden ein Wort gesagt hatte. Alle freuten sich über den glücklichen Ausgang der Begebenheit, die für einen weniger herzhaften Mann sehr traurig hätte ablaufen können, und alle bewunderten auch die List, mit welchen die falschen Münzer ihr strafbares Gewerbe zu verbergen gewußt hatten.

## Ein Ofen platzt, und erregt großen Schrecken.

Zuweilen treffen so seltne und sonderbare Umstände zusammen, daß eine an sich ganz natürliche Sache das Ansehen bekommt, als ob sie nicht natürlich wäre.

In einer Wachtstube saßen einmal an einem Winterabend die Soldaten beisammen, und spielten Karte. Einer von ihnen, welcher viel Geld verloren hatte, fieng an entsetzlich zu fluchen, und sich zu verwünschen. Seine Kameraden suchten ihn zu besänftigen, und baten ihn, er möchte doch das schreckliche Fluchen unterlassen. Allein das machte ihn nur noch wüthender; er schrie laut: Der Teufel soll mich holen! und was des Unsinnes mehr war. Mitten unter diesen Verwünschungen sprang auf einmal der Ofen mit einem fürchterlichen Knall entzwei. Die Stücke flogen in der Stube umher und den Soldaten an die Köpfe; die helle Flamme schlug hervor, und schien sie ergreifen zu wollen. Die Soldaten dachten, der Teufel, den ihr unvernünftiger Kammerad herbei gerufen hatte, wäre schon da. Sie sprangen, so geschwind sie nur konnten, zur Thür hinaus, und einige stürzten halb todt vor Schrecken auf die Erde. Bald gieng nun in der ganzen Stadt das Gerücht: der Teufel wäre in der

Wachtstube erschienen, weil ein unvernünftiger, ruchloser Mensch ihn gerufen hätte. Viele Leute zweifelten um so weniger an der Wahrheit dieses Gerüchtes, da mehrere von den Soldaten betheuerten, sie hätten ihn leibhaftig mit Hörnern und Bocksfüßen (wie abergläubische Leute sich den Teufel vorzustellen pflegen) gesehen.

Erst nach ziemlich langer Zeit erfuhr man die wahre Ursache dieses ganz natürlichen Vorfalls. Die Wachtstube stieß dicht an ein Beckerhaus, welches nur durch eine dünne, hin und wieder schadhafte Wand von ihr getrennt war. An der Wand hatte der Becker Scheitholz liegen, und von diesen zogen die Soldaten zuweilen einige Stücke durch die Löcher, wenn sie sich eine recht warme Stube machen wollten. Der Becker merkte dies endlich, und wollte nun hinter die Wahrheit kommen, oder den Holzdieben einen Streich spielen. Er nahm sich vor, in einige Scheite Löcher zu bohren sie mit Pulver zu füllen, und die Löcher dann wieder zu verkeulen. Dies hatte er nun gerade an dem Tage gethan, und die mit Pulver gefüllten Scheite so gelegt, daß sie jemand, der durch die Wand grief, bequem fassen konnte. Am Abend nahmen die Soldaten wirklich eins davon mit, und warfen es in den Ofen. Ge-

rade als der Soldat sich so unsinnig betrug, wurde nun das Pulver angezündet und der Ofen zersprengt.

---

## Ein listiger Bauer wird von abergläubischen Leuten für einen Zauberer gehalten.

Der Aberglaube, daß es Menschen gebe, welche mit Hülfe des Teufels übernatürliche Dinge thun, oder hexen und zaubern können, ist ebenfalls sehr schädlich, und hat besonders in vorigen Zeiten viel Böses gestiftet. Von unzähligen Beispielen sollt ihr hier nur Eins hören.

In einem gewissen Dorfe lebte ein Bauer, Namens Rasch, der in der ganzen Gegend umher als ein ungewöhnlich lustiger, munterer und kluger Kopf bekannt war. Keine Hochzeit wurde gefeiert, kein Schmaus gegeben, wozu man den lustigen Rasch nicht einlud, weil er durch seine Spässe die ganze Gesellschaft erheiterte. Dabei war Rasch ausserordentlich stark. Wenn eine Schlägerei unter den Bauern entstand, so brachte er sie durch bloße Drohungen dahin, Ruhe und Frieden zu halten. Er hatte sich nämlich durch seine Stärke in ein solches Ansehen gesetzt, daß es niemand mehr wagte, sich an

ihm zu vergreifen. Einige sagten sogar: es gienge mit seiner Stärke nicht natürlich zu; er könnte sich fest machen. Rasch ließ sie bei dieser Meinung; denn sie war ihm vortheilhaft, weil man ihn desto mehr fürchtete. Wurde er von jemanden ein Hexenmeister genannt, so lachte er, und schwieg. Dadurch bestärkte er die Leute in ihrem Aberglauben. Einmal fragte man ihn, ob er nicht Mäuse machen könne; und er antwortete nach seiner gewöhnlichen spaßhaften Art: ei ja wohl! warum das nicht? Nun drang man in ihn, er möchte einmal eine Probe machen. Endlich sagte er: wartet bis den nächsten Sonntag; dann will ich es thun.

Das ganze Dorf sprach jetzt von nichts als von dem Hexenmeister Rasch und seiner Kunst, Mäuse zu machen. Rasch gab sich unterdessen alle Mühe, so viele lebendige Mäuse, als möglich, zu fangen, und es gelang ihm auch, daß er gegen zwei Duzend bekam. Am Sonntage nach der Kirche versammelten sich alle Einwohner des Dorfs, Gros und Klein, in der Schenke, wo das Kunststück gemacht werden sollte. Rasch kam mit einem großen Sacke, der in der Mitte zusammen genähet war, und sowohl oben als unten eine Oefnung hatte. Die eine Hälfte des Sackes war leer; in der andern befanden sich

die lebendigen Mäuse. Mit diesem Sacke stellte sich Rasch auf den Tisch, der dicht an der Wand stand, und sagte: Seht, der Sack ist leer. (Er zeigte nämlich nur die leere Hälfte; die andere verbarg er.) Bringet mir aber vier und zwanzig Kieselsteine, und werfet sie hinein, so will ich euch eben so viele Mäuse daraus machen. Den Augenblick liefen einige Jungen fort, holten die Kieselsteine, und warfen sie in den Sack. Rasch drehete sich nun auf dem Tisch um, mit dem Gesichte nach der Wand hin, murmelte einige unbedeutende Wörter, wendete sich dann wieder zu den Bauern, und öffnete die andere Hälfte des Sackes, worin die Mäuse waren. Diese sprangen natürlicher Weise mit der größten Geschwindigkeit heraus, und liefen in der Stube herum. Hätte der unglückliche Rasch die traurigen Folgen seines Spaßes voraus gesehen, so würde er ihn gewiß nicht gemacht haben. Die abergläubischen Leute bildeten sich wirklich ein, er hätte die Steine in Mäuse verwandelt. Es entstand daher ein schrecklicher Tumult, und auf allen Seiten wurde geschrieen: fort mit dem Teufelskünstler! Rasch flüchtete sich, als die Menge auf ihn einstürmte, mit Lebensgefahr durch das Fenster aus dem Wirthshause. Er suchte Sicherheit in seinem Hause; aber auch dahin verfolgte man ihn. Vergebens

bens berief er sich auf seine Unschuld; vergebens erklärte er ihnen den Spaß, und sagte: sie sollten nur den Sack besehen, es wären zwei Oefnungen darin, u. s. w. Die Bauern hörten ihn nicht, und den Teufelssack, wie sie ihn nannten, hatten sie schon in der Schenke verbrannt. Endlich sah Rasch kein anderes Mittel, sein Leben zu retten, als daß er heimlich das Dorf verließ. Ohne Zweifel hatte er Feinde und Neider, welche aus Bosheit die übrigen aufhetzten. Alles Unglück, das seit langer Zeit in dem Dorfe und in der Gegend umher geschehen war, schrieb man nun dem unschuldigen Rasch zu. Bald kam es so weit, daß die Bauern ihn vor Gericht verklagten. Da zwang man ihn denn durch die grausamsten Martern zu dem Geständnisse, daß er hexen könne, und nun wurde er nach den Gesetzen der damaligen Zeit schmälich hingerichtet.

---

## Eigensinn, Ungehorsam und Widerspenstigkeit bringt Unglück.

Ich habe einen Knaben gekannt, der in den folgenden Jahren für seine Widerspenstigkeit einen schrecklichen Lohn bekam. Er hieß Ernst. So hübsch und wohlgebildet er äusserlich war, so häßlich

war seine Sinnesart. Wenn ihm etwas befohlen wurde, so that er entweder, als hörte er es gar nicht, oder er that das Gegentheil von dem, was er thun sollte. Mußte er ja, durch Strafe gezwungen, ein Gebot befolgen: so brummte und murrete er dabei, und führte sich so ungezogen auf, daß er allen, die ihn kannten, unausstehlich wurde. Alle liebreiche Vorstellungen und Bitten blieben eben so fruchtlos, wie die Strafen; ja es vergieng fast kein Tag, daß er sich nicht diese letztern zuzog. Die armen Eltern betrübten sich herzlich, einen so bösen Sohn zu haben. Zwar schmeichelten sie sich mit der Hofnung, er würde mit den Jahren besser werden; aber es erfolgte gerade das Gegentheil. Da sie nun sahen, daß alle bisher angewandten Mittel vergeblich waren; so ergriefen sie endlich das Letzte— sie gaben ihn unter die Soldaten. Hier bekam er ganz andere Strafen, als bei seinen Eltern, denn für jedes Vergehen wurde er gezüchtigt. Jetzt wäre es die höchste Zeit gewesen, in sich zu gehen und sich zu bessern; allein das widerspenstige Wesen war ihm schon so eigen geworden, daß es sich bei allem, was er that, zeigte. Er bekam täglich Prügel. Endlich vergieng er sich gegen einen seiner Vorgesetzten — er mußte Gassen laufen; der Rücken wurde ihm so zerhauen, daß ganze Stücken Haut und

Fleisch herab hiengen, denn er war bei allen seinen Kameraden verhaßt. Nun faßte er, statt den Vorsatz der endlichen Besserung, den rachsüchtigen Entschluß. Er vergieng sich aufs Neue, und wurde wie es die Gesetze mit sich brachten — erschossen. So schrecklich können die Folgen der Widerspenstigkeit werden!

O, Kinder, die Ihr dies leset, beherzigt es doch, und glaubt, daß man es gut mit Euch meinet, wenn man Euch zum willigen Gehorsam anhält! Dachte Ernst wohl in seinen Kinderjahren, daß er doch durch sein mürrisches Betragen und durch seine Widersetzlichkeit sich schon als Jüngling den Todt zuziehen, und daß eine Kugel seinem Leben auf die Art ein Ende machen würde? Einige, die ihn den Tag vor seiner Hinrichtung gesehen und gesprochen hatten, erzehlen, daß sein Zustand über alle Massen schrecklich gewesen wäre. Er habe sich verzweiflungsvoll die Haare ausgerauft und einmal über das andere gerufen: "Ich unglücklicher, elender Mensch! ach, wäre ich doch in meinen Knabenjahren nicht so ungehorsam gewesen! nun muß ich schon so früh sterben! — ach, meine lieben armen Eltern!„ — Ja, Kinder, so geht es. Wenn Ihr nicht schon mit den frühesten Jahren anfangt, Eure Fehler ab-

zulegen, so werden daraus nach und nach, ehe Ihr es vermuthet, große Laster entspringen, die Euch früher oder später, aber gewiß höchst unglücklich machen. Gewöhnet Euch doch also ja, ich bitte Euch nochmals, an den pünktlichsten und willigsten Gehorsam! Ihr werdet bald finden, daß die willige Beobachtung Eurer gesamten Pflichten, besonders aber der des Gehorsams gegen Eltern und Vorgesetzte, Euch selbst Freude und Vergnügen gewähren wird.

---

## Der Unhöfliche ist nirgends wohl gelitten.

In meiner Nachbarschaft wohnt ein Knabe, Namens Bernhardt, der sich auch durch sein unmanierliches unhöfliches Betragen auszeichnet. Weder gegen seine Eltern, noch seine Gespielen und Bekannten beobachtet er die Pflichten der Höflichkeit. Statt seine Eltern um dieses oder jenes zu bitten, sagt er gewöhnlich: "Ich will das haben! Sie müssen mir das geben! – Wenn man ihn bei Tische sieht, sollte man glauben, er hätte noch nie mit ordentlichen gesitteten Menschen gegessen, solche Unarten und Unhöflichkeiten erlaubt er sich. Ohne erst zu warten, was ihm vorgelegt wird — da er noch dazu der Jüngste ist — so fährt er immer zuerst nach der

Schüssel, verlangt gerade zu immer das Beste zu haben: ja er wirft wohl das, was er schon erhalten hat, wieder zurück, wenn es nicht nach seinem Geschmack ist. Eben so ungesittet ist er auch beim Genuß der Speisen selbst; er gebraucht die Finger mehr, als das Messer und die Gabel. Seine Lehrer haben täglich Ursache, Klagen über ihn zu führen, denn in seinen Reden, wie in seinem ganzen übrigen Benehmen ist Grobheit. Gegen die gerechtesten Verweise, die er erhält, verantwortet er sich in den rohesten Ausdrücken. Wenn er Personen, die mit seinen Eltern Umgang haben, begegnet; so lacht er, anstatt sich anständig zu benehmen, hinter ihnen her; sieht sie auch wohl starr an, ohne an seinen Hut zu greifen. Seinen Gespielen läßt er seine Grobheit erst recht empfinden, sie vermeiden ihn daher auch lieber, als daß sie sich etwas mit ihm zu schaffen machen: dessen ungeachtet drängt er sich überall zu, und macht sich hierdurch noch unleidlicher. Verweise sind eben so wenig gespart worden, als wirkliche Strafen, den tölpischen Bernhardt zu bessern; aber bis jetzt ohne die gehofte Wirkung. Die Eltern werden, wie man sagt, noch einen neuen Versuch machen; sollte auch dieser mißlingen, so wird allgemeine Schande sein Theil seyn.

Bernhardts Vetter, Anton, zeichnet sich im Gegentheil durch Höflichkeit und Bescheidenheit aus. Nie begeht er gegen seine Eltern die geringste Unbescheidenheit, nie widerspricht er, wenn diese ihm etwas sagen; nie ist er unwillig, wenn ihm ein Gegengeschäft aufgetragen oder eine seiner Bitten abgeschlagen wird. Er begegnet seinen Eltern mit der größten Ehrerbietung und kommt ihren Wünschen auf alle mögliche Art zuvor, und das thut er, ohne Schmeichler zu seyn.

Uebersehet diese Worte nicht, liebe Kinder! es ist etwas sehr Wichtiges, worauf ich Euch aufmerksam machen will. Es giebt manche unter Euch, die zwar höflich und artig, aber auch dabei Schmeichler sind, und immer sagen: "Nicht wahr, Sie sind mein lieber Vater? meine liebe Mutter? — nicht wahr, ich bin Ihr lieber Sohn? Ihre liebe Tochter?„ und dabei macht denn das liebe Söhnchen und das liebe Töchterchen so sonderbare ganz unnatürliche Mienen; verzieht das Gesicht, daß man glaubt einen Affen zu sehen. Das taugt nicht, Kinder, schlechterdings nicht; aus solchen werden gewöhnlich in der Folge falsche scheinheilige Personen, denen man nicht trauen, auf die man sich nicht verlassen kann.

So höflich und bescheiden Anton gegen seine Eltern sich beträgt, so ist er auch gegen seine Lehrer. Diese stellen ihn oft dem Bernhardt und allen seinen Mitschülern zum Muster dar. Auch allen übrigen Personen beweißt er die schuldige Höflichkeit, den Vornehmen wie den Geringsten. Eine natürliche Folge seines Benehmens ist, daß ihn alle, die ihn kennen, schätzen und gerne um sich haben.

---

## Zanksüchtige machen sich überall verhaßt.

Berthold würde für einen guten Knaben gehalten werden, denn er ist fleißig und in allen seinen Sachen ordentlich; aber er hat dabei eine sehr große Untugend an sich: er streitet nicht nur bei allen vorkommenden Gelegenheiten; sondern erregt wirklichen Zank. Er ist unter dem Namen: "Der Zänker," überall bekannt. Das Sreiten ist ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er fast nichts Erzehlen hören kann, ohne zu widersprechen; er will immer alles besser wissen; das, was er sagt, soll das Klügste seyn. Hierdurch hat er schon oft seine Mitschüler beleidigt. Erzehlet er etwas, und ein anderer macht ihm einen Einwurf, so läßt er sich nicht nur

nicht bedeuten, sondern er wird ungestümm, und bricht wohl gar in Schimpfworte aus. Beim Spiel und bei Vergnügungen ist er eben so unerträglich. Was andere vorschlagen und angeben, das soll nichts gelten; er will die Hauptperson seyn. Wenn andere mit ihm scherzen wollen, und ist es auch auf die erlaubteste und anständigste Art; so ist schon ein Wort, eine Miene Beleidigung für ihn. Er hingegen verlangt, daß man von ihm alles leiden soll; er will austheilen, aber nicht wieder einnehmen.

Durch dies Benehmen hat er alle seine Freunde von sich gescheucht. Nicht selten geschieht es, daß man mitten im Reden still schweigt, wenn er dazu kommt; und daß man das Spiel entweder abbricht, wenn er daran Theil nehmen will, oder daß man sich sein Mitspielen geradezu verbittet.

Wenn Berthold nicht bald den Anfang macht, das Streiten und Zanken sich abzugewöhnen; so wird er wirklich für die Folge sehr zu beklagen seyn, denn es wird niemand mit ihm umgehen wollen; er wird sich überall unleidlich und verhaßt machen.

Dorothee P. ein schon erwachsenes Frauenzimmer, ist auch wie Berthold — ein zanksüchti-

ges unerträgliches Geschöpf. In ihren jungen Jahren machte sie es eben so wie Jener. An Verweisen und Ermahnungen fehlte es nicht, aber sie achtete nicht darauf, und so wurde sie von einem Jahre zum andern immer streit- und zanksüchtiger. Jetzt ist sie beinahe von allen verlassen; niemand will mit ihr umgehen; sie wird in keine Gesellschaft gezogen, denn einem Jeden ist sie zuwider.

Kinder, die Ihr dieses leset, und die Ihr Euch dieser Untugend bewußt seyd, legt sie doch ja ab, weil Ihr Euch sonst eben so verhaßt, und also unglücklich machet. Merket Euch doch die goldene Regel: was du nicht von Andern willst, das thue ihnen auch nicht!

---

## Die meisten Erfindungen und nützlichsten Entdeckungen sind von Deutschen.

Ein vornehmer deutscher Herr that einmal eine Reise, und kam nach Italien. In Venedig merkte man sein Incognito, führte eine Komödie auf, worin die Deutschen als die größten Barbaren und Dummköpfe vorgestellt wurden. Um sich zu rächen, nahm er mit seiner Suite die Abrede, des folgenden

Abends den stolzen Italiänern auch eine Komödie zum Besten zu geben, worinn sie mit gleicher Münze bezahlt wurden.

Auf dem Theater saß Cicero, und las in einem Buche. Hierauf kam ein Mann in deutscher Kleidung, und gieng auf und nieder, bis ihn der alte Philosoph anredete: wer bist du? "Ein Deutscher.„ Wie wunderte sich da der alte römische Burgermeister! "Du: ein Deutscher? zu meinen Zeiten waren ja die Deutschen, als die dummsten Völker bekannt, die in Wäldern lebten, und nichts thaten, als Spielen und Saufen.„

Lieber Vater Cicero! die Zeiten ändern sich und wir geben jetzt euch Italiänern in den Wissenschaften nichts nach, wo wir euch nicht gar übertreffen.

"Ihr Deutsche — uns übertreffen? Das wäre viel. Einen solchen Großpraler hat es zu meiner Zeit kaum gegeben. Aber was hast du denn da an dir hängen: das Geklimpere mein ich — da vor dir!„

Das ist eine Uhrkette.

"Eine Uhrkette? Wozu ist die?„

Daran ziehe ich die Uhr heraus, um zu sehen, was es schlagen will.

"Eine Uhr? Davon hab' ich mein Tage noch nichts gehört. Weise doch her, das Ding ist ja lebendig. Zeige mir den Gebrauch.„

Siehe, dieser Weiser zeigt die Stunden, und dieser die Minuten. Daran weiß ich, wie viel es an der Zeit ist. Ihr mußtet blos die Sonne zu Hülfe nehmen.

"Ey: das ist ja ein sehr nützliches Ding. Das hat gewiß ein Römer erfunden.„

Nein! Vater Cicero! Das hat zuerst ein Deutscher zu Nürnberg erfunden.

So gieng nun das Fragen weiter — nach den Beinkleidern, Schuhen, Strümpfen, Schuhschnallen, Hut, Degen, und andern Stücken, die der Deutsche an sich hatte, und der Schluß war allezeit dieser: das hat ein Deutscher erfunden. Der alte Cicero mußte endlich gestehen, daß die Deutschen in vielen Stücken klüger wären, als seine Landsleute.

Endlich kam ein Trupp armseliges Volk auf die Bühne, welche Mäusefallen, Hecheln und andere Lappalien trugen, und gewaltig schrieen: kauft Mäusefallen, Hecheln u. s. w.

"Was sind denn das für Leute, rief Cicero?„

Alles deine Landsleute — und das ihre Erfindungen. Das Volk wurde dadurch so aufgebracht, daß sie sich eiligst retiriren mußten.

Ohne Komödie bleibt den Deutschen die Ehre, die meisten wichtigsten und nützlichsten Erfindungen gemacht zu haben.

---

## Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin, mit seinem Sohn, im Kahn
aufs Meer, um Reusen in das Schilf
zu legen, welches rings umher
der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
ins Meer, und Purpurfarbe floß
vom Himmel in die Fluth hinab.
Der Knabe, den Irin gelehrt
auf iede Schönheit der Natur
zu merken, sprach iezt: O wie schön
ist nun die Gegend! Sieh den Schwan,
sieh, wie, von seiner Brut umringt,
er in die rothe Flur sich taucht!
Wie lieblich flistert dort am Strand

der schlanken Espen zitternd Laub;
und o wie reizend wallt die Saat
in sanften, grünen Wellen fort!
O, was für Anmuth hauchen ietzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
und glücklich macht uns die Natur!
„Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
„und glücklich, und du wirst durch sie
„glückselig seyn dein Lebenlang,
„wenn du nicht von der Tugend weichst,
„und wenn nicht wilde Leidenschaft
„der Schönheit sanft Gefühl in dir
„zerstört. — O Geliebtester!
„ich werde nun im Kurzen Dich
„verlassen und die schöne Welt,
„um in noch schönern Gegenden,
„glückseliger als hier zu seyn.
„O! bleib der Tugend immer treu!
„und weine mit den Weinenden!
„Gieb gern von deinem Vorrath, gern
„den Armen; hilf, so viel du kannst,
„zum Wohl der Welt sey arbeitsam;
„erheb dein Herz empor zu Gott,
„dem Wind und Meer gehorsam sind,

„der alles uns zum Besten lenkt.
„Wähl lieber Mangel, Schand und Tod,
„eh' Du in Bosheit willigest.
„Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
„ein ruhig Herz macht unser Glück.
„So mein Geliebter! dacht' ich stets,
„und war stets glücklich. Und wiewohl
„ich achtzigmal bereits den Wald
„um meine Hütte grünen sah;
„so ist mein langes Leben doch,
„gleich einem heitern Frühlingstag,
„vergangen unter Freud und Lust.

„Zwar hab' ich auch manch Ungemach
„erlitten. Als dein Bruder starb,
„da flossen, ach, der Thränen viel,
„und alles, alles schien mir schwarz.
„Auch faßte mich oft auf dem Meer
„im leichten Kahn der Sturm, und warf
„mich mit den Wellen hoch empor;
„dann stürzten donnernd sie herab;
„ich stürzte mit und meinte denn,
„daß zwischen ieder Welle mir
„ein furchtbar Grab sich öffnete.

„Allein bald legte sich der Zorn
„des Windes, und die Luft ward hell;
„und ich erblickt' in stiller Fluth
„des Himmels Bild; der blaue Stör
„mit rothen Augen sah' empor
„aus seiner Höhl' in tiefer See,
„und alles Volk des weiten Meers
„spielt' auf der Fluth im Sonnenschein,
„und Ruh' und Freude kam zurück
„in meine Brust. Jetzt wartet schon
„das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
„Der Abend meines Lebens wird
„so schön, als Tag und Morgen seyn.
„O, Sohn! sey fromm und tugendhaft,
„so wirst Du glücklich seyn, wie ich;
„so bleibt stets diese Welt dir schön!„

Der Knabe schmiegte zitternd sich
an seines Vaters Arm und sprach:
Mein Vater, nein, Du stirbst noch nicht;
und lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
vom Aug'. — Indessen hatten sie
die Reusen ausgelegt. Die Nacht
bedeckte schon mit Dunkelheit

das weite Meer, sie ruderten
gemach der Heimath wieder zu.
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
beweint' ihn lang, und niemals kam
ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
vors Antlitz trat. Er lebte stets
nach dessen Lehren. Segen kam
auf ihn. Sein langes Leben schien
auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

---

## Der glückliche Fährer.

### Eine Erzehlung.

Nach einem Spaziergange am Ufer der Themse wünschte einst ein Herr und eine Dame den Rückweg auf dem Strome zu machen, als eben ein wohlgekleideter Mann mit einem kleinen Fahrzeuge der Anfurt zusteuerte, wo sie einen Nachen erwarteten. Bei der Wendung des Boots lasen sie auf dem Hintertheile desselben die Aufschrift:

Der glückliche Fährer.

Diese Aufschrift reizte ihre Neugierde so sehr, daß sie sich mit dem Fährer, so bald sie das Boot bestiegen hatten, in ein Gespräch einließen, um seine glücklichen Schicksale zu erfahren. Zu ihrer Verwunderung aber mußten sie hören, daß er von den sauer verdienten Renten seines Bootes nicht nur eine Frau mit fünf Kindern, sondern auch ein Paar alte Schwiegereltern ernährte. – Und doch, sagte der Herr, nennt Ihr Euch selbst den glücklichen Fährer? – Und das bin ich auch! Aber es währt Ihnen zu lange, wenn ich sage, wie fern und warum ich es bin. Der Herr und die Dame drangen in ihn, und der Schiffer hob folgende Erzehlung an:

Mein Vater und meine Mutter, Gott habe sie selig, hatten eine zahlreiche Familie. Da nicht lange nach meiner Mutter Tod, vor etwa funfzehn Jahren, auch mein Vater starb, der ein Fährer, wie ich, war, mußten wir, der Schulden wegen, sein Fahrzeug verkaufen. Ich verließ es, weil ich so lange sein Beistand darauf gewesen war, mit Thränen im Auge. Die Noth, in der ich mich nun befand, machte mich aber nicht kleinmüthig. Ich nahm mir vielmehr vor, nun meine Arbeitsamkeit zu verdoppeln, um das verlohrne Boot wieder zu verdienen. Ich gieng zu dem Mann, der es um fünf Guineen *) ersteigert hatte, und entdeckte ihm meinen Vorsatz. Er lächelte, daß ich schon vom Kaufe sprach, und doch das Geld erst verdienen wollte. Indeß gab er mir doch die Versicherung, daß ich das Fahrzeug noch um etwas wohlfeiler, nämlich um fünf Pfunde, wieder haben sollte, wenn ich einmal diese zu bezahlen im Stande seyn würde. Wer war froher als ich? Ich bat ihn, es ja keinem andern zu geben, und eilte mit schnellen Schritten in die

---

*) Guinee ist eine englische Geldmünze. Der Name kommt daher, weil das Geld, woraus die ersten geprägt wurden, größtentheils aus Guinea kam.

armselige Hütte zurück, um meiner Frau, die sich wegen des Unfalls, der uns gleich in den ersten Jahren der Ehe betraf, sehr bekümmerte, die gute Bothschaft zu bringen. Sie war ein junges, gesündes und emsiges Ding, und ich nicht weniger gesund, stark und fleißig. Dabei hatten wir einander so lieb, wie das Leben. Was hätten wir da wohl zu schwer gefunden?

Mein seliger Vater pflegte immer zu sagen: thut allezeit, was recht ist, arbeitet brav, und geht sparsam mit dem Gelde um: so wirds euch Gott an der Nothdurft nicht fehlen lassen. Diese Regel hatten wir wie einen Schatz bewahrt, und meine Frau hielt sie so heilig als ich. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte sie schon, ehe ich sie heirathete, ihre alten Eltern zum Theil ernährt, weil diese nicht mehr so viel verdienen konnten, als sie brauchten. Nun waren die Alten bei mir. Ich liebte sie wie meine eignen Eltern, und ich kann wohl sagen, daß die Sorge um sie für mich ein neuer Sporn war, nicht eher zu rasten, als bis ich das Boot wieder würde erworben haben. Ich verdingte mich bei unserm Edelmann als Gartenknecht, meine Frau aber wurde Beiläuferin im Schlosse und verdiente noch zu Hause mit Nähen, Spinnen und Stricken

manchen ehrlichen Schilling. Fast noch räthlicher als mit dem Gelde giengen wir mit der Zeit um. Keine Minute gieng uns verlohren, und die Alten nahmen sich unserer Kinder an. So ernährten wir uns nicht nur, wir hatten auch alle Wochen noch etwas übrig. Wir hielten eine Sparbüchse und nahmen uns vor, alle Wochen wenigstens etwas hineinzustoßen. Erwarben wir durch einen Glücksfall einen Schilling mehr als gewöhnlich, so gaben wir um deswillen doch nicht mehr als gewöhnlich aus, sondern sparten alles zur Erkaufung des Boots. Je schwerer die Sparbüchse wurde, desto leichter wurde es uns im Herzen, weil wir alle Wochen dem Ziele unsers Wunsches näher kamen. Freilich gieng es damit langsam, und unsre Familie vergrößerte sich durch Kinder; aber mit ihnen wuchs auch die Zahl unsrer Freunde; denn wir gewöhnten sie, iedermann, wo sie konnten, kleine Gefälligkeiten zu erweisen, und die Ordnung und Reinlichkeit in unsrer armen Hütte, und die Eintracht unter uns, machte, daß auch reiche Nachbarn uns manchmal besuchten, und uns andern armen Leuten vorzogen. Besonders aber gewann uns unsre Gutsherrschaft lieb. Sie war gewohnt, nur fleissige Leute, schlechterdings aber keine Müßiggänger zu unterstützen, und sah daher immer mehr auf die Würdigkeit als

auf die Dürftigkeit. Zwar gab sie keinem Menschen Geld; aber in kalten Wintern und theuern Zeiten erließ sie fleißigen Armen Holz und Brod um sehr billige Preise. Dieß war uns so lieb als baar Geld; denn alles was durch die niedrigen Preise erspart wurde, kam in den Spartopf. Erhielten unsre Kinder in der Schule, zur Belohnung des Fleisses und zur Aufmunterung einen Penny *) zu einem Lebkuchen, so brachen sie sich's am Munde ab und lieferten das Scherfgen zu den Sparpfennigen, weil sie, wie sie sagten, keine Lebkuchen essen wollten, als bis der Vater das Boot würde gekauft haben.

So nahm unser Vermögen von Tag zu Tag zu, daß endlich nur noch ein einziges Pfund an der Summe fehlte, die wir für das Fahrzeug nöthig hatten. Ein Zufall aber stürzte um diese Zeit unser Haus in den größten Jammer.

Als ich einmal des Abends von meiner Arbeit heimgieng, sah ich auf dem Wege eine roth saffianene Brieftasche. Ich machte sie auf und fand darin eine Banknote von zehen Pfunden, die, wie ich gleich sah, meinem gnädigen Herrn zugehörte, in-

*) Penny, eine Silbermünze, etwa zwei Kreuzer an Werth.

dem sein Name in dem Taschenbuche stand, und ich selbst ihn kurz zuvor den Weg hatte gehen gesehen. Weil es mir indeß zu spät war, noch diesen Abend in sein Schloß zurückzulaufen; so gieng ich mit der Brieftasche heim. Meine Kinder hatten bei Erblickung des schönen Taschenbuchs eine große Freude, und eine noch größere, da sie von der Banknote hörten. "O Vater! das Boot! das Boot! das Boot!„ schrieen sie vor Jubel und hüpften in der Stube herum. "Nun könnt ihr drei Boote auf einmal kaufen!„ — Ich sah sie ernstlich an. Wißt ihr denn auch, Kinder! fragte ich, wem die Banknote gehört? — "Je nun, wem anders als euch? Ihr habt sie ja gefunden!„ sagten die Kleinen. Wie wär's aber, fragte ich sie, wenn die Banknote uns gehört hätte, und ich wäre damit gegangen, um das Boot dafür zu kaufen, und käme nun mit der schrecklichen Nachricht heim: "Kinder, arme Kinder! ich habe die Banknote verloren — Gott weiß, wer sie gefunden hat — Unser Arbeiten und Sparen war alles umsonst — sagt, Kinder! wie wäre euch zu Muthe? — Die Kinder wurden todtenblaß bei der bloßen Vorstellung eines solchen Unfalls und waren vor Schrecken eine Minute lang ganz verstummt. Da verweiß ich ihnen ihre unzeitige Freude, und sagte: Nehmt euch das zur Lehre und ver-

gesset den goldenen Spruch nicht: alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Wie ihr wünschet, daß, wenn ich die Banknote verloren hätte, der Finder sie uns wieder gäbe; so — " Ja! ia! lieber Vater!,, fielen die Kinder ins Wort, "wir wollen sie wieder geben.,, Ich aber ergrief die Gelegenheit, ihnen begreiflich zu machen, daß auf dem Boote kein Segen ruhen würde, wenn wir es durch unrechte Mittel erwürben, und daß wir es nie mit frohem Herzen ansehen könnten, weil uns allemal einfallen müßte, daß es von gestohlenem Gelde gekauft sey.

Des folgenden Morgens steckte ich also die Brieftasche in den Busen und gieng mit dem Vorsatze zur Arbeit, sie meinem Herrn einzuhändigen, sobald er aufstehen würde. Aber welch ein Schrecken, da ich den Rock aufknöpfte und keine Brieftasche weit und breit fand! ich warf das Gartengeschirr aus der Hand und eilte den nämlichen Weg, den ich gegangen war, wieder zurück. Ich suchte die Strasse auf und ab, aber alles vergeblich! Was sollte ich nun thun? heimkehren zu meiner Familie, und ihr eben den Schrecken und Angst einjagen? Nach langem Hin- und Hersinnen entschloß ich mich endlich, an

meine Arbeit zu gehen, und überall aufzustellen, ob ich die Brieftasche nicht wieder auftriebe. Vor der Gartenthür empfieng mich aber schon der Gärtner mit einem unfreundlichen Gesichte und sagte mir gleich beim Eintritte: Daß ich im Verdacht sey, eine Brieftasche des gnädigen Herrn gefunden zu haben, indem ich der einzige Mann sey, den man nach ihm auf dem Wege gesehen hätte. Meine verlegene Miene bestärkte den Gärtner in dem Verdachte, ehe ich noch antworten konnte. "Freilich hat er sie gefunden!„ rief ein Gartenknecht, der eben dazu kam. Er kehrte sich dann gegen mich und sagte: "diesen Augenblick kommt der Bediente zurück, den der gnädige Herr in euer Haus geschickt hat. Eure Frau und Kinder haben es nicht nur eingestanden, sondern auch die Brieftasche beschrieben.„

Mit Stottern und in der größesten Angst erzehlte ich den wahren Vorgang; die Erzehlung kam aber allen so unwahrscheinlich vor, daß ich nirgends Glauben fand. Jeder Umstand war wider mich. Ich wurde in Verhaft genommen. Meine Frau, meine lieben Kinder und meine grauen Schwiegereltern waren um so bestürzter, je näher sie ihrem Glücke zu seyn geglaubt hatten. Ich aber verlohr den Muth nicht. Meiner Unschuld bewußt, hoffte ich,

durch Beharrlichkeit in der Tugend alles zu überwinden. Da ich iedoch an dem zweiten Verluste des Taschenbuchs schuld war, so entschloß ich mich, mein ganzes kleines Vermögen dafür anzubieten, und schickte zu meiner Frau, um ihr den traurigen Auftrag zu geben. Sie ließ mir dagegen sagen: sie habe selbst schon einen Versuch gemacht und dem gnädigen Herren die ganze Barschaft unsrer Sparbüchse angeboten, er aber sey dadurch nur in seinem Verdacht und Zorne bestärkt worden, weil er glaubte, bei unsrer starken Familie könne das Geld unmöglich ehrlich erworben seyn, sondern müsse von der Banknote kommen, die er verlohren hätte, das Anerbieten habe ihn vielmehr erst zu dem Entschlusse gebracht, mich so lange festsitzen zu lassen, bis ich die Banknote ganz würde bezahlt haben. —

Sie können sich vorstellen, wie groß mein Schrecken bei dieser Nachricht war, und es währte etliche Stunden, bis mein Vetrauen auf Gott wieder zurückkehrte.

Sechs Wochen lang schmachtete ich im Kerker. Weher aber als die Gefangenschaft that mir der Gedanke: daß ich, nebst den Meinigen, unschuldiger Weise den ehrlichen Namen verlohren hatte, und daß meine arme Familie nun brodlos herum-

irrte. Oft hielt es schwer, bei dem unaussprechlichen Jammer nicht kleinmüthig zu werden. Aber ehe die sechste Noth-Woche zu Ende gieng, erfuhr ich, daß Gott keinen verläßt, der ihm vertraut, und daß er gewöhnlich auch zeitlich hilft.

Es kam nämlich heraus, daß einer von meinen Mitarbeitern, der einige Minuten später als ich den Weg zu seiner Arbeit gegangen war, die von mir verlohrne Banknote gefunden hatte und in die Versuchung gerathen war, sie zu behalten, weil er, gleich nach seiner Ankunft in dem Garten erfahren hatte, daß ich im Verdacht sey. "Auf die Weise könntest du ia die Summe ohne Gefahr behalten, wenn du nur eine Zeitlang mit dem Wechsel zurück hälst," so hatte er bei sich gedacht.

Diese Vorsicht aber half ihm nichts. Mein Herr hatte über den Vorfall zu viel Lärm gemacht, und mehrere Handelshäuser waren auf die Banknote aufmerksam. Der unehrliche Finder kam gerade an den unrechten Mann, als er sie auswechseln wollte. Der Kaufmann meldete es meinem Herrn, und dieser ließ sogleich den Gartenknecht arretiren. Er gestand alles ein, und ich kam meiner Gefangenschaft los.

Im Taumel der Freiheit flog ich meiner Hütte zu. Kaum aber hatte ich die Freude des Wiedersehens, unter Dank gegen Gott, der meine Unschuld an den Tag kommen ließ, eine halbe Stunde genossen, als ich schon zu dem gnädigen Herrn gerufen wurde. Weib und Kinder fiengen aufs Neue zu weinen an, denn sie konnten des Vaters, den sie sechs Wochen lang nicht gesehen hatten, nicht satt werden. Der gnädige Herr bedauerte es sehr, mir Unrecht gethan zu haben. Ich mußte mich, wie ein guter Freund, zu ihm aufs Sofa setzen, und mit ihm Thee trinken. Aber erklärt mir doch, sagte er endlich: wie seyd ihr denn zu dem Kapital gekommen, daß ihr mir für die Banknote geboten habt und wodurch ihr so verdächtig bei mir geworden seyd? — Ich erzehlte ihm alles haarklein, und als ich auf die Banknote selbst und auf den Jubel zu reden kam, den sie unter meinen Kindern angerichtet hatte, und wie ichs ihnen verwiesen und erklärt hatte, daß man gefundene Sachen dem Eigenthümer wiedergeben müsse, traten ihm die hellen Thränen in die Augen. Er stand auf, holte die Banknote, und gab sie mir mit der größten Freundlichkeit in die Hand. — Eure Kinder, sagte er, sollen sich doch nicht vergeblich gefreuet haben. Bringt ihnen diese Note, und seht sie als eine kleine Ent-

schädigung für das Unrecht, das ihr durch mich gelitten habt, als eine Belohnung euerer Rechtschaffenheit an.

Ich konnte gar nicht Worte finden, um ihm zu danken. Ich war im Geiste schon zu Hause. Der liebreiche Edelmann sah mir das Heimweh an und ließ mich sogleich zurück. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu beschreiben, welche Freude ich mit nach Hause brachte. Mein erster Gang war nun zu dem Besitzer meines väterlichen Boots. Ich bekam es auf der Stelle zurück. Mein Herr war von der Stunde an mein eifrigster Wohlthäter, und der Zuwachs an Verdienst, vermittelst des Bootes, half mir in kurzer Zeit zu guten Umständen, die hoffentlich fortdauern werden, so lange wir nicht von unsrer Ehrlichkeit, von unserm Fleisse, und von unsrer Sparsamkeit lassen.

Ich kann aber nun auch aus Erfahrung sagen, daß die Frucht des eignen Fleisses süßer ist, als alles, was uns durch Erbschaft zu Theil wird; und der Vorfall mit der Brieftasche, die mein Unglück zu seyn schien, bringt mir noch immer neue Vortheile, denn wenn ein reicher Reisender sich meines Bootes bedient, so giebt er um dieser Geschichte willen, die in der ganzen Gegend bekannt ist, gewöhnlich mehr

als das bestimmte Fahrgeld, und so kann ich denn arme Personen unentgeldlich oder um den halben Preis übersetzen.

Der Herr und die Dame, die an der Geschichte ein seltenes Vergnügen fanden, gestanden es zu, daß er sich mit Recht den glücklichen Fährer nenne, und da sie eben wieder ans Land stiegen, so belohnten sie die lehrreiche Unterhaltung, die ihnen die Erzehlung verschaft hatte, mit einem schönen Geschenke. Da sie von der Zeit an auch mit der Familie des Fährers bekannt wurden, so erzeigten sie auch diesen allerlei Gefälligkeiten, indem sie die Kinder mit schönen Büchern und allerlei Kleidungsstücken beschenkten, die beiden Großeltern aber bis ins Grab mit Wein und Eßwaaren in ihrer Schwachheit erquickten.

Sie waren aber auch begierig zu erfahren, was dem Gartenarbeiter widerfahren sey, welcher durch seine Treulosigkeit ihren ehrlichen Schiffer in so viel Jammer gestürzt hatte. Da erfuhren sie denn, daß er besonders auf die dringende Fürbitte des Fährers, nach einer kurzen Gefängnißstrafe wieder in Freiheit gesetzt worden sey. Dieser hatte nämlich seinem Herrn vorgestellt, daß der untreue Finder nicht in die Versuchung würde gerathen seyn, wenn nicht

er, als der erste Finder, die Nachlässigkeit begangen hätte, eine so wichtige Brieftasche blos in den Busen zu stecken; daß alles nicht würde geschehen seyn, wenn er den Wechsel sogleich in das Schloß zurückgebracht und nicht bis den nächsten Morgen behalten hätte; daß sein Mitarbeiter in seiner Jugend vielleicht eine schlechte Erziehung gehabt habe, und daher ohne wahre Gottesfurcht um so leichter in die Versuchung gerathen sey, sich zum Nachtheile eines Unschuldigen zu bereichern. Mit Vergnügen setze ich hinzu: daß die Erinnerung an diesen Fehler und an die Großmuth des Fährers einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, daß er *die* Lebensregel:

Was du nicht willst, daß man dir thu',
Das füg' auch nicht dem Nächsten zu!

nicht nur über seine Thüre schrieb, sondern ihr auch von Stund an aufs Heiligste nachlebte und sie sorgfältig seinen Kindern einzuprägen suchte. Diese goldne Regel bekam auch durch den eben erzehlten Vorfall in der ganzen Pfarrei eine neue Wichtigkeit. Die Eltern predigten sie fleißiger als sonst ihren Kindern ein, und ermahnten sie, vor ieder That sich erst zu fragen: ob es ihnen wohl recht seyn würde, wenn ihre Brüder, Schwestern oder

Schulkameraden so gegen sie handelten, wie sie allenfalls gegen diese zu handeln Willens seyen. Der Prediger aber schärfte seiner Gemeine mit neuem Eifer den Grundsatz ein: daß wir immer so handeln müßen, daß wir wünschen können, die ganze Welt folgte unserm Beispiele.

---

## Beherrsche deine Begierden und Leidenschaften, sonst beherrschen sie dich.

### Eine morgenländische Geschichte.

Hallam, der Monarch von Indostan, ließ eines Morgens den Aziba, einen kühnen und feurigen Jüngling, durch seinen Hauptmann zu sich fordern. Sogleich glaubte er, daß es nichts weniger als seinen Kopf beträfe, weil er vielleicht selbst wider sein Wissen eine Unbesonnenheit begangen habe, und dort das Kopfabschlagen und Erwürgen eben nichts seltenes ist. Man kann leicht denken, daß ihm nicht wohl dabei zu Muthe war; doch sein Kopf stand eben so wenig feste, wenn er auch hätte zurück bleiben wollen; er mußte also gehorchen. Wider seine fürchterliche Erwartung ward er vom Hallam sehr freundlich aufgenommen, und folgendermassen angeredet: "Als ich vor einiger Zeit das Lager des

Königs von Golconda, nach seiner Niederlage, erbeutete, fand ich darinnen einen Greis von dreihundert und vierzig Jahren in Ketten, den ich in Freiheit setzte. Viele Tage reichten nicht zu, mir die Schicksale zu erzehlen, die er während einer so langen Zeit erlebt hatte. Ich setzte ihn in Freiheit und schickte ihn nach seiner Vaterstadt Bengal zurück, wo er unter dem Namen des alten Mannes bekannt war. Obgleich sein Gesicht voller Runzeln und sein Haar so weiß wie Schnee war, so verrieth doch die Röthe seiner Wangen die Gesundheit seines Körpers. Ich fragte nach dem Mittel, das ihm zu einem so hohen Alter verholfen, und er sagte mir, sein Vater, der dreihundert und funfzig Jahr alt geworden, habe ihm drei Portionen von dem Wasser aus der Insel Borico vermacht, vermittelst dessen er wieder dreimal jung geworden wäre: wo aber diese Insel in der Welt läge, hätte ihm sein Vater so wenig zu sagen gewußt, als er es mir sagen könnte. Immer hätte er ihm geantwortet, es sey ein Geschenk des Gottes Vichnou gewesen, den sie dort anbeteten, und den er vorzüglich verehrt habe. — "Nun aber," fuhr er fort, "Sohn Hedans, geh und suche mir diese Insel Borico auf, damit ich dort dieß Lebenswasser schöpfe. Du bist, wie ich höre, einer der kühnsten Jünglinge; findest du es, so warten Ehre

und

und Reichthümer deiner; wo nicht, so laß dich nie wieder vor meinen Augen sehen, sonst — — —,, Hier schwieg er mit einem drohenden Blicke, der genug zu verstehen gab, was er dann thun wollte. Aziba, sehr froh, daß sein Hals noch zwischen seinen Schultern fest stund, versprach heilig, daß er ieden Winkel der Erde durchspüren und nicht eher wieder erscheinen wollte, als bis er die glückliche Entdeckung gemacht hätte. Der Sultan ließ ihm zu den Reisekosten so viel Geld und Juwelen reichen, als er nur tragen konnte.

Aziba verließ also die Stadt Agra den nächsten Morgen und schloß sich an eine Caravane an, die nach Cambaye gieng, ohne zu wissen wohin? Da ihn dieß sehr traurig machte, und bisweilen in ein tiefes Nachdenken versenkte, blieb er oft zurück; oder sonderte sich von der Gesellschaft ab; dieß machte ihn mit einem liebenswürdigen Jüngling bekannt, der eben so unmuthsvoll wie er schien. Unglück aber verbindet bald traurige Seelen, weil sie am Ersten bei denen Mitleiden erwarten, die selbst leiden. Sie fragten also gar geschwind einander nach den Ursachen ihrer gegenseitigen Traurigkeit. Aziba erzehlte ihm die Befehle des Sultans und gestund ihm, daß er die Quelle von Borico für ein bloses Hirngespinst hielt.

Seba, so hieß der junge Mensch, versicherte ihn hierauf, daß es nicht ganz so sey, und daß er ihm, was er von der Lage derselben wisse, gern mittheilen wolle. Er erzehlte ihm hierauf seine Schicksale: er sey nämlich der Sohn Rephans eines berühmten Arztes in Sciras. Eines Abends, wie dort gewöhnlich ist, sey er durch die Strasse mit seiner Cither gegangen und habe im Rückkehren zum Zeitvertreibe gespielt. Auf einmal sey ein Fenster aufgegangen, woran eine Dame erschienen, die ihn gebeten, sie doch auf diese angenehme Art ein Stückchen zu unterhalten. Der Sohn des Bascha, der dieß Frauenzimmer geliebt, sey von ungefähr diesen Weg gekommen und habe ihn voller Wuth und Eifersucht mit dem bloßen Säbel angegriffen; er sey aber so glücklich gewesen, ihn mit dessen eignem Gewehr hart zu verwunden, und da er die Rache von dessen Vater fürchten müssen, habe er geschwind ein Pferd genommen, sey damit davon geeilet und streife nun in der Irre umher. — "Als ich eines Morgens," fuhr er fort, "unter einer Ceder von Hunger und Hitze abgemattet lag, näherte sich ein ehrwürdiger Greis, der mich liebreich fragte, was mir fehle, oder ob er mir mit etwas dienen könne? Ich klagte ihm meine Bedürfnisse, und er sagte: "Sey mir herzlich willkommen! Es ist für den

Tugendhaften allezeit eine Wohlthat und Geschenk des Himmels, wenn er dem Nothleidenden beistehen, und den Hungrigen stärken kann. Folge mir in meine Grotte!" — Ich fand diese mit allerhand Büchern, Talismanen, oder Zauberbildern und Gestalten von mancherlei Pflanzen und Thieren ausgeschmückt, an dem Felsen aber folgende Inschrift: „Leser, wer du auch seyn magst, der du diese Einöde der Weisen betrittst, erwäge Folgendes, und sey weise. Verehre den Allmächtigen, liebe die Tugend und jage ihr nach, sey barmherzig und schütze die Unschuld. — Dann werden deiner Lebenstage, auch ohne das Wasser des Borico, viel auf Erden werden, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen." Indem ich diesem nachdachte, sagte der Greis zu mir: "Sohn, präge diese Lehren lebhaft deinem Gedächtnisse, noch mehr aber deinem Herzen ein!" Ich dankte ihm, fragte ihn aber doch, was das Wasser von Borico für ein Ding sey. "In Africa," versetzte er, "im Königreiche von Sofala liegt ein großer See, und in dessen Mitte viele kleine Inseln, wovon die größte Borico heißt. Hier giebt es eine Quelle, die denjenigen, die sie trinken, ihre Jugend wieder giebt. Sie ist von einer Menge

schöner Bäume umgeben, deren immerwährende Blüthen die Luft mit den süssesten Wohlgerüchen erfüllt, und die zugleich stets mit Früchten beladen sind, denen an Wohlgeschmack nichts gleich kömmt. Aber der Zugang zu ihr wird beständig von Leoparden bewacht, so, daß es beinahe unmöglich ist, sich ihr zu nähern.„

So unterrichtet und durch Speise und Trank erquickt, dankte ich dem Alten brünstig, nahm Abschied, setzte mich auf mein Pferd, durchirrte lange unbekannte Gegenden, bis ich diese Caravane und zugleich einen Gefährten meines Unglücks fand. —

Bei ihrer Ankunft zu Cambaye hörte *Seba*, daß der Sohn des Bascha nicht nur von seinen Wunden geheilet, sondern auch ihn völlig gerechtfertiget habe. Er eilte also voller Freuden nach den freundschaftlichsten Umarmungen von Aziba nach Sciras zurück; dieser aber gieng mit einem Schiffe nach Afrika über.

Nach einer langen mühseligen Reise durch unbewohnte Wüsten, entdeckte er endlich den See, worinn die Insel Borico lag. Durch große Geschenke erhielt er von einigen Fischern, daß sie ihn übersetzten, ob sie ihn gleich unter den größten Betheurungen versicherten, daß die Insel voll wilder reissen-

der Thiere wäre, denen er nicht würde entgehen können.

Er wanderte lange umher, fand aber die Lebensquelle nicht. Voller Verzweiflung warf er sich in einem Thale nieder und schlief ein. Im Traume erschien ihm ein schönes Mädchen, das ihn liebreich fragte, was er suchte? Er erzehlte ihr sein Anliegen und sie antwortete: "Du sollst die Quelle finden, und wenn es dir nicht gelingt, so wird es deine eigne Schuld seyn. Beim Ausgange dieses Thals wirst du einen crystallenen Strom finden; gehe an dessen Ufer so lange fort, bis er sich in zwei Arme theilet und eine Insel oder vielmehr Garten bildet, in dessen Mitte diese heilsame Quelle liegt. Ueber einen Arm des Flusses führt eine marmorne Brücke; diese wird von sieben und zwanzig Leoparden bewacht. Ehe du aber hinzu kömmst, wirst du auf einem kahlen Flecke einen kleinen blauen Kiesel finden, diesen nimm in Mund und gehe kühn über die Brücke; denn er wird dich den Drachen unsichtbar machen. Schöpfe dann dreust aus der Quelle, so viel du willst, und kehre geschwind zurück: aber hüte dich, daß du ia nicht von den lieblich reizenden Früchten issest, oder sie berührst, die um die

Quelle her prangen. Sie sagts und verschwand. Aziba erwachte und verfolgte sogleich seinen Weg.

Der Strom, der Kiesel, die Brücke und die Leoparden, alles fand sich beschriebenermassen. Beim Eintritt in den Garten kam ihm von den Blumen und Früchten, die rund umher stunden, ein unaussprechlich entzückender Geruch entgegen. Nahe am Rande der heilsamen Quelle ragte ein Baum, mit so bezaubernd einladenden Früchten hervor, daß sich die Einbildungskraft nichts schöners denken kann. Aziba, nicht gewohnt, seinen Begierden zu widerstehen, nahm den Kiesel aus seinem Munde, brach von den Früchten und aß. Der Geschmack war entzückend süß: aber ach! von wie kurzer Dauer war das Vergnügen! Die Leoparden stürzten sogleich mit feurigen Blicken auf ihn her, und hätten ihn unverzüglich zerrissen, wenn nicht das vorher bemeldete Frauenzimmer erschienen wäre, auf dessen Anblick sie sich an ihren Standort zurückzogen. Aziba warf sich zu ihren Füßen und bezeigte seine Reue über seine Undankbarkeit. Sie sprach: "die Hofnung zu deinem Glück ist nun durch deine eigene Schuld verlohren: danke es meinem Mitleid mit deiner Jugend, daß dich die wilden Thiere nicht zerrissen haben, und geh und beweine deine Thorheit in der

Einsamkeit!„ Nach den Worten nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn über die Brücke, und ließ ihn den Kiesel wieder an seinen Ort legen. In dem Augenblicke verschwand Insel, Brücke, Strom und Alles vor seinen Augen; und der unglückliche Aziba fand sich allein auf dem Gebürge Arasal. —

Braucht die Lehre, die natürlich daraus folgt, wohl erst noch hergesetzt zu werden? — Wir sollen lernen unsere Begierden und Leidenschaften beherrschen, sonst beherrschen sie uns; und alle unsere Fähigkeiten und guten Entschließungen, unser Fleiß und unsre Beharrlichkeit bei jedem Unternehmen werden durch sie vernichtet. Gesundheit, Glück und guter Name werden einer kleinen unwürdigen Leidenschaft aufgeopfert und wir verlieren über das kurze Vergnügen einen guten Bissen zu verschlucken, das Lebenswasser des Borico.

# Die Tellheimsche Familie
## oder
## Tugend und Unglück

Ein deutscher Kaufmann, Namens Tellheim, bekam Lust, sein Vaterland zu verlassen, nach Rußland zu reisen und dort sein Leben zu beschließen. Er hatte eine liebenswürdige Frau, eine gebohrne Hamburgerin, die Luise, und eine artige kleine Tochter, die Natalie hieß.

Tellheim theilte seiner Frau sein Vorhaben mit und fragte sie, ob sie sich entschließen könne, Deutschland zu verlassen und mit ihm nach Rußland zu gehen. Er setzte ihr die Gründe auseinander, aus welchen er diese Reise unternehmen wollte.

Louise faßte ihren guten Mann bei der Hand, führte sie an ihr Herz und sagte: Lieber Tellheim, das Vaterland liegt mir freilich am Herzen, aber Du noch mehr. Ich habe Dir ganz mein Herz geschenkt, und fühle mich nur in Deiner Liebe glücklich. Du mußt am Besten wissen, was Dir und Deiner Familie nützt; thue, was Dir das Beste scheint; ich will mich in alles fügen. Und wenn Du an das Ende der Welt reisest, so will ich Dir gerne

folgen; denn ohne Dich, was könnt mich auf der Welt freuen?

Tellheim umarmte seine treue Gattin, und sprach gerührt: Gutes trefliches Weib, wie glücklich machst Du mich! Alles will ich verlieren und doch glücklich seyn, wenn Du mir nur bleibst. Allerdings habe ich Gründe genug, die mich bestimmen, unser Vaterland zu verlassen, und in einem fremden Lande mir ein Plätzgen aufzusuchen, wo ich leben und sterben will.

Als Natalie, die nun acht Jahre alt war, hörte, daß ihre Eltern nach Rußland gehen wollten, fieng sie an zu weinen. Ach, sagte sie, ich habe viel Böses von Rußland gehört; das muß ein häßliches Land seyn! Es ist darinn kalt zum Erfrieren! Und dann hat man mir erzehlt, daß es dort viele Bären und Wölfe geben soll, und daß viele unschuldige Menschen in das eiskalte Sibirien geschickt werden, wo sie in den Wäldern leben, sich kümmerlich ernähren, und Zobel und Füchse fangen müßten.

Das ist alles wahr, sagte der Vater, aber deßhalb darfst Du, liebe Tochter, Rußland noch nicht ein häßliches Land heißen. So warm ist es in den meisten Gegenden dieses Landes freilich nicht als bei uns; es ist dort oft sehr kalt; aber dann

kann man ja einheizen; und muß man ausgehen, so wirft man sich in ein warmes Pelzkleid, und ist so gegen das Frieren gut gesichert. In Sibirien ist allerdings ein mühseliges, unangenehmes Leben, aber dahin kommen gewöhnlich auch nur solche Menschen, die etwas Böses begangen haben; dies wird mit uns nie der Fall seyn. Freilich geschieht es wohl auch zuweilen, daß ein Unschuldiger dahin verbannt wird; ich hoffe aber, dieses Unglück soll uns nicht treffen.

Tellheim sprach über die Sache noch viel mehr, und Natalie verlohr nach und nach ihre Abneigung gegen Rußland. Nur etwas lag ihr noch am Herzen, das ihr die Trennung von ihrem jetzigen Wohnorte sehr erschweren mußte. Sie hatte eine Freundin, Marie, an der sie mit der zärtlichsten Liebe hieng, und ein Paar Tauben, die sie fast so sehr liebte, als ihre Freundin. Wenn sie an Marien und an die Tauben dachte, so standen gewöhnlich ihre Augen voll Thränen, und oft sagte sie zu ihren Eltern: Wenn ich nur auch Marien und die lieben Thierchen mitnehmen könnte, so gieng ich gern nach Rußland. Aber, daß ich diese hier zurücklassen muß, das thut mir weh! Dabei fieng sie an heftig zu schluchzen, und nahm selbst von ihrer Mutter

keinen Trost an. Kam Marie zu ihr, so herzte und küßte sie sie in einem fort und sagte oft unter Thränen: Liebes Mariechen, bald sind wir nicht mehr bei einander. Ach, wie werde ich ohne Dich leben können! Wenn Du nur auch mitgiengst! wie vergnügt wollten wir in Rußland seyn! Wohl zwanzig Mal besuchte sie des Tags ihre Tauben, wovon die eine Lalage, die andere Corinthus hieß. Sie nahm sie auf den Arm, streichelte und küßte sie und wiederholte häufig die Worte: Ihr lieben, lieben Thierchen! bald bin ich nicht mehr bei euch!

Nach einigen Monathen war der Tag festgesetzt, an welchem Tellheim mit seiner Frau und ihrer Tochter die Reise nach Rußland antreten sollte. Es war ein trauriger Tag. Die Freunde dieser redlichen Familie versammelten sich an demselben bei Tellheim, und waren über seinen Abgang betrübt. Auch er und die Seinigen waren niedergeschlagen. Am Meisten litt Natalie. Alles, was sie ansah, brachte ihr Thränen in die Augen. Ach, seufzste sie, dies alles werde ich nie, nie wiedersehen. Ehe sie mit ihren Eltern abfuhr, kam Marie zu ihr. Sie flog ihr mit Thränen entgegen, drückte sie an ihre Brust, und beide Freundinnen weinten und jammerten laut: "O meine Marie! o meine Natalie!

ach, wir trennen uns auf ewig! Wir sehen uns nie, nie wieder!" Diese Worte wiederholten sie oft, und die Umstehenden wurden durch den Anblick einer so zärtlichen Freundschaft innigst gerührt.

Liebe Natalie, sagte Marie, vergiß mich nicht, in der Entfernung von mir, und nimm als ein freundschaftliches Andenken von mir dieses kleine Kästchen; siehst Du es an, so denk an mich.

Natalie dankte der Freundin von Herzen für dieses liebe Geschenk und versprach, Marien nie zu vergessen. Sie gab ihr auch ein kleines Andenken, und bat sie auch ihre Tauben anzunehmen, und sie sorgfältig zu pflegen.

Jenes Kästchen, das Natalie von Marien erhalten hatte, war mit Perlen besetzt, und enthielt eine schöne Nadelbüchse, einen kleinen Spiegel, eine niedliche Scheere und ein Paar Vergißmeinnichtchen, die an ein Stückchen weißes Papier angeheftet waren, auf welchem die Worte standen: "Dies Blümchen sagt Dir meinen letzten Wunsch."

Rührend war der Abschied der zwei Freundinnen. Lange lagen sie sich in den Armen, mehrmalen hatten sie sich losgerissen, fielen sich aber von Neuem ans Herz, bis endlich Tellheim Marien

bei der Hand nahm, und sie sanft aus dem Zimmer führte. Liebe Marie, sprach der rechtschaffene Mann, was hilft Euer Weinen und Jammern! Einmal muß doch geschieden seyn. Leb' wohl, liebes Mädchen, und vergiß mich und Natalien nicht. — Weinend und im Innersten erschüttert kehrte Marie nach Hause zurück.

Jetzt bestieg Tellheim mit seiner Familie den Reisewagen. Viele Freunde begleiteten ihn eine Stunde weit. Auf einem anmuthigen Hügel, von welchem er noch seinen bisherigen Aufenthaltsort sehen konnte, ließ er den Kutscher halten, stieg mit Louisen und Natalien aus, und sah sich noch einmal nach seiner Vaterstadt um: "Wahrscheinlich sehe ich sie zum letzten Male!„ sagte er bewegt, zog sein Taschentuch und trocknete sich die Thränen von den Wangen; dann umarmte er seine Freunde mit Herzlichkeit, bestieg den Wagen, und fuhr fort, begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen.

Natalie war lange niedergeschlagen, bis endlich die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ihr auf der Reise aufstießen, der Anblick so mancher reizenden Landschaft, und die erheiternden Unterredungen ihres Vaters ihre Seele in eine bessere Stimmung versetzten. In Königsberg hielt sich Tell-

heim mehrere Tage auf, und genoß in einigen Familien viele Beweise von Wohlwollen und Freundschaft. Natalie befand sich an diesem Orte sehr wohl, und sie ward nun überzeugt, daß man auch außer seiner Heimath gute Menschen und reine Freuden finden könne.

An der rußischen Grenze wurden sie strenge durchsucht, ob sie nicht etwa verbotene Waaren mitbrächten.

In Riga hielten sie zwei Rasttage. Es waren schöne freundliche Tage für sie. Tellheim war an eine Familie dieser Stadt empfohlen, und wurde von ihr auf die liebreichste Weise aufgenommen und bewirthet. Da Riga fast von lauter Deutschen bewohnt wird: so schien es Natalien, als wäre sie noch in ihrem Vaterlande. Die artige Behandlung, die sie hier erfuhr, machte den angenehmsten Eindruck auf sie. Auch sie gefiel, denn sie besaß viel Empfehlendes. Dies machte, daß sie sich aus Riga gar nicht wegsehnte, und es gern gesehen hätte, wenn ihr Vater für immer sich dort niedergelassen hätte. Bei allem ihren Wohlbefinden in dieser Stadt vergaß sie doch ihre Freundin Marie nicht, sondern erinnerte sich ihrer leb-

haft, wünschte sie an ihre Seite und schrieb ihr den ersten Brief aus Rußland.

Petersburg machte auf Natalie großen Eindruck. Sie hatte sich diese Stadt nicht so groß und so schön vorgestellt, als sie sie wirklich fand. Auch hatte sie immer geglaubt, die Einwohner von Petersburg wären fast lauter Russen, und noch ungebildet und roh. Wie angenehm wurde sie überrascht, als sie von allem das Gegentheil fand. Sie hörte gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in dieser Stadt viel Deutsch, Französisch, Englisch und Italiänisch sprechen; die Einwohner waren geschmackvoll, zum Theil prächtig gekleidet; die Familien, in welche sie mit ihren Eltern kam, sprachen verständig und verriethen viel Bildung, es herrschte unter ihnen viel Geselligkeit und Frohsinn, und eine gewisse einnehmende Geradheit und Bravheit, daß Natalie davon fast entzückt wurde, und von diesem Tage an alle Vorurtheile fahren ließ, die sie gegen Rußland und dessen Einwohner gefaßt hatte.

Tellheim hielt sich eine Woche in Petersburg auf; dann reiste er mit den Seinigen in eine einige Meilen davon entlegene Stadt, wo er sich ein Haus kaufte, und Handel zu treiben anfieng.

* * *

Zwei Jahre hatte Tellheim mit den Seinigen bereits in dieser Stadt, zufrieden und froh, verlebt. Seine Geschäfte hatten den besten Fortgang, und er erwarb sich ein ansehnliches Vermögen. Durch seine meisterhafte Pünktlichkeit und Ehrlichkeit gewann er das Zutrauen seiner Miteinwohner. Hatten sie Bestellungen zu machen, so wendeten sie sich an niemand anders, als an den braven Tellheim. Selbst viele angesehene Bürger und Edelleute in Petersburg kauften von ihm die Waaren, die sie nöthig hatten. Er bekam bald so viele Geschäfte, daß er mehrere Ladendiener annehmen musste. Dabei war er und seine Familie an seinem ietzigen Wohnorte allgemein geschätzt und geliebt. Man war gern in seiner Gesellschaft, erwieß ihm viele Gefälligkeiten, lud ihn mit seiner Frau und Natalien oft zu Gaste, half ihm gerne, wenn er einmal in Verlegenheit gerieth und machte ihm auf diese Weise sein Leben zu einem frohen Daseyn, und seinen Aufenthalt in Rußland zu einem angenehmen Aufenthalt in einem zweiten Vaterlande.

Natalie wuchs immer größer und war die Freude ihrer Eltern. Ihr Körper war von Natur zart gebaut, ihre Nerven reizbar, ihr Herz empfindsam. Die gesunde, frische Luft, die sie hier athmete,

hatte

hatte auf ihren Körper den besten Einfluß. Er wurde stärker, und die Besorgniß ihrer Eltern, daß sie wohl schwächlich bleiben, und dadurch einmal bei ihrer Reizbarkeit viel leiden könnte, verschwand ietzt fast ganz. Es kam mehr Kraft in ihre zarten Glieder, wobei sie übrigens das Sanfte und Zärtliche nicht verlohr, das ihr eigen war. — Es gefiel ihr in ihrer gegenwärtigen Lage sehr wohl. Sie schmiegte sich oft an Vater und Mutter und sagte: Es ist doch auch in Rußland schön zu leben!

O meine Tochter, versetzte dann der Vater, überall kann man ruhig und wohl leben, denn überall sind wir auf Gottes Welt, und Gott ist mit uns und umschwebt uns mit väterlicher Huld und Liebe. Nicht auf den Platz kommt es an, auf welchem wir leben, es kommt fast einzig und allein auf uns an. In uns liegt die Quelle unsers Glücks, nicht außer uns; thue nur ieder seine Pflicht, lebe nur ieder fromm und gut; übe nur ieder Treu und Redlichkeit bis ans Grab, dann wird ihm der innere Friede nicht fehlen, er mag in dem milden Italien, oder in den Eiswäldern des rauhen Sibirien leben! — Meine liebe Natalie, nimm dies zu Herzen und sey immer und überall fromm und gut.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Natalie hatte viel Empfänglichkeit fürs Gute; sie hörte ihren Vater gerne so sprechen, umarmte ihn dann oft und ließ zuweilen ein Wort fallen, worüber sich der gefühlvolle Vater inniglich freute.

Die guten Seelen! Sie verdienten ein ununterbrochen glückliches Leben! Doch nicht immer darf die Tugend auf die Beständigkeit des äußerlichen Glücks rechnen, oft wird sie von diesem ganz verlassen, verkannt und unterdrückt. Doch groß ist immer ihr Lohn, den sie in sich selbst findet. Alles kann gegen den Guten losstürmen; das größte Unglück kann ihn treffen — aber er bleibt der Tugend treu, und bei dem Bewußtseyn seiner Unschuld und Rechtschaffenheit lächelt ihm immer der Friede des Himmels und das Wohlgefallen des Vaters, der über den Sternen wohnt und mit Weisheit die Schicksale der Menschen lenkt!

Tellheim's schöne Tage sollten getrübt, er und die Seinigen durch Leiden geprüft und dadurch im Guten noch mehr befestigt werden. Es öfnet sich ihnen eine Welt voll Widerwärtigkeiten. Junge Leserinnen, schenkt diesen guten Seelen eure Theilnahme. Sie verdienen sie.

* * *

Traulich saß an einem heitern Herbsttage Tellheim an der Seite Luisens und Nataliens; sie erinnerten sich an Deutschland und an ihre dort zurückgelassenen Freunde. Natalie erwähnte auch ihrer Tauben und besonders Mariens, deren Freundschaft ihr doch immer am Herzen lag. Mitten in ihrem freundlichen Gespräche hörten sie eine Kutsche rasseln. Sie hielt vor ihrem Hause still. Bald trat ein Livrebedienter in das Zimmer und meldete Tellheimen, daß der Graf X. draußen sey, und ihn zu sprechen wünsche.

Tellheim wurde durch diese Nachricht nicht wenig überrascht. Er konnte es sich nicht erklären, wie der gedachte Graf, der bei dem kaiserlichen Hofe zu Petersburg in großem Ansehen stand und als ein ungemein stolzer Mann bekannt war, sich so sehr herablassen, und ihn einer Unterredung würdigen konnte.

Tellheim begab sich an die Kutsche, die mit acht von Silber und Gold glänzenden Pferden bespannt war, und verbeugte sich ehrerbietig gegen den Grafen. Dieser ließ alle seine Leute auf die Seite treten und sprach heimlich mit Tellheim, welcher alles ruhig anhörte und dann mit Bescheidenheit und edler Entschlossenheit erklärte, er könne die an ihn getha-

nen Forderungen nicht befriedigen, weil er nicht gegen sein Gewissen handeln könne.

Der Graf war mit dieser Erklärung höchst unzufrieden. Er wiederholte seine Wünsche, aber Tellheim blieb standhaft bei seinem Vorsatze, sie nicht zu erfüllen. Dies brachte den Grafen in Wuth. Sein ruhiges und ziemlich freundliches Wesen verschwand, und seine veränderten Blicke und Mienen drückten den heftigsten Zorn aus. Er stieß gegen Tellheim heftige Drohungen aus; rief ihm zu, daß er sich bedenken und ihm seinen Entschluß innerhalb acht Tagen nach Petersburg melden sollte, und fuhr dann eiligst weiter.

Luise hatte aus dem Zimmer den leidenschaftlichen Zustand des Grafen gesehen, und nicht ohne Angst das feindselige Benehmen gegen ihren Mann bemerkt. Sie zitterte für ihn, denn sie wußte, wie groß die Macht des Grafen und wie unedel sein Herz sey. Als sie ihn wegfahren sah, fühlte sie sich gleichsam wie von einer schweren Last entledigt und kam besorgt ihrem Gatten entgegen.

Tellheim kehrte etwas unmuthig in das Zimmer zurück und erzehlte Luisen, daß der Graf von ihm verlange, er sollte für ihn aus Deutschland einige Waaren verschreiben, die vor Kurzem strenge

erbothen worden waren, Ich kann dieses nicht
hun, sagte der redliche Mann, ohne mein Gewissen
it einem Vergehen zu beschweren, das mich noch
endrein, wenn es entdeckt wird, um mein Zu-
auen und nach Sibirien bringt.

Luise erschrack. Sie sah im Geiste voraus, daß
er Graf diese Weigerung ihres Mannes übel em-
finden und sich dafür an ihm, vielleicht auf eine grau-
me Art, rächen werde. Lieber Mann, sagte sie
aher in ihrer Aengstlichkeit, kannst du denn durchaus
inem Verlangen nicht entsprechen. Ich dächte, es
äre dir nicht unmöglich, jene Waaren heimlich her-
inzubringen, ohne daß es entdeckt würde.

Das geht nicht, liebe Frau! versetzte Tellheim.
ch darf nicht nachgeben; es wäre schlecht von mir
handelt. Gesetzt auch, es käme nie heraus, so
eibt meine Handlung doch ein Vergehen; ich hätte
ann die Gesetze übertreten und müßte mir selbst
Vorwürfe darüber machen.

Ich fürchte nur, versetzte Luise, daß dir der
Graf Unannehmlichkeiten verursacht. Du weißt,
aß er sehr viel vermag und zur Rachsucht, wie man
llgemein sagt, geneigt ist.

Ich weiß das alles, antwortete Tellheim; ich weiß, daß ich von ihm alles Schlimme zu besorgen habe; aber ich will lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. Wenn ich nur mein Gewissen rein erhalte!

Nach einigen Tagen schrieb der redliche Tellheim an den Grafen nach Petersburg, und erklärte ihm, daß er seinem Verlangen nicht entsprechen und ihm die gewünschten Waaren nicht verschreiben könne. Luise las, nicht ohne Besorgniß den Brief; es ahndete ihr nichts Gutes; allein das treue, wohlgesinnte Weib war weit entfernt, das Verfahren des Mannes zu tadeln; sie billigte vielmehr im Herzen seine entschlossene Tugend, die sich durch keine Furcht wankend machen ließ und den drohenden Gefahren mit Muth entgegen sah. Der Graf, erbittert durch Tellheims unerschütterliche Redlichkeit, schwor ihm in seinem Herzen Rache und wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, ihn dieselbe fühlen zu lassen.

* * *

Handelsgeschäfte in einer etwas entfernten Gegend erforderten nach einigen Wochen Tellheim's Gegenwart daselbst. Da er aber in dem Hause selbst so viel zu thun hatte, daß er nicht abkommen

konnte, so entschloß sich seine Frau, in Gesellschaft zweier Hausfreunde, in iene Gegend zu reisen und die Geschäfte ins Reine zu bringen.

Tellheim war nun mit seiner Tochter allein zu Hause. Vergnügt saßen sie an einem kalten Decembertage nicht weit vom Ofen, genoßen ein einfaches Frühstück, und sprachen von der Mutter, die sie nach einigen Tagen zurück erwarteten. Sie wurden in ihrem Gespräche durch einen Fuhrmann gestört, der eine Ladung Waaren für Tellheim brachte. Er zog ihn auf die Seite und sagte ihm heimlich ins Ohr, daß darunter ein Ballen wäre, den man gleich in Verwahrung bringen und sorgfältig verwahren müßte, weil er verbothene Waaren enthalte.

Tellheim sah den Fuhrmann mit Verwunderung an und versicherte, daß er dergleichen Waaren nicht verschrieben habe, und daß der Ballen vielleicht für einen andern Kaufmann bestimmt sey. Allein der Fuhrmann versicherte das Gegentheil, zeigte ihm den Frachtbrief, auf welchem alles angegeben war, was Tellheim durch ihn erhalte, und darauf stand denn allerdings auch iener Ballen mit verbothenen Waaren. Er kam aus Hamburg, und war an Tellheim von einem dasigen Handelshaus schon vor

mehr als einem halben Jahre, also zu einer Zeit abgeschickt worden, wo iene Waaren noch nicht verbothen waren. In Königsberg und Riga war er lange liegen geblieben und kam daher so spät und zu der ungelegensten Zeit an.

Tellheim gerieh in keine geringe Verlegenheit. Er lud den Ballen ab und brachte ihn in einen verborgenen Winkel des Hauses. Da es ganz gegen die Denkungsart des redlichen Mannes war, die bestehenden Gesetze zu übertreten: so war er fest entschlossen, die Geschichte mit dem gedachten Ballen in Petersburg anzuzeigen, und so dem leicht möglichen Verdachte, als habe er ihn verschrieben und gegen die kaiserliche Verordnung gesündigt, zu entgehen.

Er wäre sogleich nach der Hauptstadt des Landes gereist, wenn es ihm bei der Abwesenheit seiner Frau vom Hause nicht unmöglich gewesen wäre. Um indeß alles zu thun, was in seinen Kräften stand, schrieb er an eine obrigkeitliche Person in Petersburg, und meldete die Sache. Unglücklicherweise war die Post schon abgegangen, als er seinen Brief hinschickte; er mußte daher bis auf den nächsten Posttag, also noch drei Tage, liegen bleiben. Tellheimen schien dies um so unbedenklicher zu

seyn, da niemand den Ballen bemerkt und er ihn in sichere Verwahrung gebracht hatte.

Zwei Tage darauf hatte der rechtschaffene Mann den ganzen Tag über die beschwerlichsten Geschäfte, die er erst zehn Uhr des Abends beendigte. Ermattet von seinen Arbeiten sehnte er sich zur Ruhe. Natalie war schon vor einer Stunde zu Bette gegangen. Tellheim legte sich nieder und fiel in einen süßen Schlaf. Noch hatte er nicht eine halbe Stunde lang geschlummert, als mit Ungestüm an sein Haus gepocht wurde. Er erwachte darüber und ließ die Thüre öfnen. Er glaubte, seine Frau kehre zurück, verließ schnell das Bett, warf sich in den Schlafrock, und weckte Natalie mit den Worten: "Steh auf, liebe Tochter! deine Mutter ist wieder da!"

Natalie sprang freudig auf und rief frohlockend halb im Schlaf: Meine Mutter! meine Mutter!

Armes getäuschtes Mädchen! ach, sie war es nicht, die gute Mutter, die dich immer so liebreich und zu allem Guten leitete! —

Ein paar obrigkeitliche Personen, mit mehrern Polizeidienern und wohlbewafneten Soldaten waren

es, die in Tellheim's Stube traten und ihn in einem ernsthaften, kalten Tone anredeten. Seyd Ihr der Kaufmann Tellheim? fragte der Eine, der sich durch eine strenge Amtsmiene vor den andern allen auszeichnete, und Okkof hieß.

Tellheim. Der bin ich. Was steht zu Befehl?

Okkof. Habt Ihr eine Frau? Wie heißt sie und wo ist sie?

Tellheim. Meine Frau heißt Luise und ist iezt verreist.

Okkof. Wohin? und wann erwartet Ihr sie zurück?

Tellheim nannte ihm den Ort, wohin sie gereist war, und sagte, daß er sie ieden Tag zurück erwarte.

Okkof. Habt Ihr Kinder? und wie heissen sie?

Tellheim. Nur diese einzige Tochter; sie heißt Natalie.

Okkof. Kennt Ihr den Fuhrmann Ozzow?

Tellheim. Sehr gut.

Okkof. Habt Ihr unter diesen Tagen Waaren durch ihn erhalten?

Tellheim. Ja.

Okkof. Waren keine verbothenen darunter?

Tellheim. (Mit edler Freimüthigkeit.) Ja! aber ich habe sie nicht verschrieben — —

Okkof. Schon gut! Wo sind diese Waaren?

Tellheim führte alle in das Gewölbe, wo der mehrerwähnte Ballen lag. Okkof schüttelte mit dem Kopfe und sagte, etwas spottend: Tellheim! Ihr habt diesen Waaren einen treflichen Platz eingeräumt; selbst schlaue Diebe hätten sie nicht leicht finden können.

Sie kehrten in Tellheim's Zimmer zurück. Natalie zitterte am ganzen Leibe. Der Anblick so vieler unfreundlichen Männer, besonders der gewafneten Soldaten, jagte ihr große Angst ein. Sie glaubte, es wären Räuber, die ihren Vater morden und ausplündern wollten. Seine anfängliche Verlegenheit, die er verrieth, bestärkte sie noch mehr in ihrem Glauben, aber da sie bald sah, daß seine ihm gewöhnliche Ruhe wiederkehrte, und er sich so benahm, als wäre nicht das Mindeste zu fürchten, so wurde sie wieder ruhiger und faßte Hofnung.

Aber wie erschrack sie, als die anwesenden obrigkeitlichen Personen Tellheimen andeuteten, er sollte sich und seine Tochter mit Kleidern und Wäsche versehen, weil er vielleicht eine weite Reise machen dürfte! Sie that einen Schrey, denn sie

ahndete ihr und ihres Vaters Unglück. Bebend schmiegte sie sich an ihn, sah ihn mit verzweiflungsvollem Blicke an, und schien ihn zu fragen, ob sie sich fürchten oder ob sie hoffen sollte?

Tellheim drückte sie an sein Herz und sprach mit leiser, aber inniger Stimme: Getrost, meine Tochter! es wird sich alles gut enden, wir sind unschuldig!

Die obrigkeitlichen Personen versiegelten alle Tische, Schränke und Gemächer im Hause und befahlen allen Hausleuten, Tellheim's Wohnung sogleich zu räumen. Als dies geschehen war, ward dieser von den Soldaten umringt, und auf Okkof's Befehl in leichte Fesseln gelegt.

Natalie jammerte, fiel ihrem Vater um den Hals, sank dann auf ihre Kniee, und bat Okkof, ihr den Vater nicht zu entreißen und ihm, der ein so guter, redlicher Mann sey, die Ketten wieder abzunehmen. Allein alle ihre Klagen und Bitten blieben ohne Wirkung.

Natalie! sagte Okkof mit gezwungener Freundlichkeit, der Vater wird dir nicht entrissen! Du sollst mit ihm! sollst ihn auf seiner Reise begleiten.

O das will ich! das will ich! rief sie schluchzend und klammerte sich an den redlichen, geliebten Vater, der mit männlicher Ruhe im Bewußtseyn seiner Unschuld da stand, als ein Fels mitten im tobenden Meere. — Das Haus wurde verschlossen und die Schlüssel davon der ersten Magistratsperson der Stadt zu gerichtlicher Verwahrung zugeschickt. Tellheim und Natalie mußten in einen Schlitten steigen, der vor der Thüre in Bereitschaft stand. Sie fuhren ab und kamen um vier Uhr des Morgens an einem Orte an, wo sie den Befehl erhielten, auszusteigen, und sich in eine Stube zu begeben, die sich in einem höchst elenden Zustande befand.

* * *

Tellheim baute auf seine Unschuld, und hofte, daß gerechte Richter ihn bald in Freiheit setzen, und seinem treuen Weibe wieder schenken würden. Der Gedanke an sie machte ihn etwas unruhig. Er kannte ihre große Liebe zu ihm, er sah voraus, daß seine Gefangennehmung sie erschrecken und im höchsten Grade niederschlagen werde, und er wünschte daher, daß man seine Sache sobald als möglich gerichtlich untersuchen möchte.

Natalie hatte trübe Stunden. Ihre Mutter, an der sie mit Herzlichkeit hieng, kam ihr nicht aus dem Sinn. O meine gute Mutter! jammerte sie oft, ach welche Leiden treffen dich! Du wirst mit Liebe in unsre Arme eilen wollen und uns nicht finden! Ach! vielleicht siehst du uns nie, nie wieder! — O Gott! wenn ich sie nie wiedersehen — wenn ich meine liebe Mutter nie mehr umarmen, und an ihrem Herzen Trost und Aufmunterung finden sollte, ach, wie unglücklich wäre ich daran!

Tellheim bat seine Tochter, ihre Klagen zu endigen, und das Beste zu hoffen. Allein Natalie war nicht im Stande, sich zu mäßigen; ihre kindliche Liebe war zu groß — ihr Gefühl zu zart und reizbar — sie jammerte in Einem fort, und nur die Fassung und Ruhe, die sie bei dem Vater bemerkte, milderte den Tag darauf ihren bittern Schmerz.

Was Tellheim so sehnlich wünschte, gieng in Erfüllung; seine Sache wurde gleich den andern Tag vor Gericht untersucht. Die Richter thaten fast dieselben Fragen, als Okkof, an ihn, und da er die ganze Geschichte mit dem Ballen umständlich erzehlen wollte, gebothen sie ihm Stillschweigen und sagten, daß er sich solche Weitläuftigkeiten ersparen, und nur kurz auf die ihm vorgelegten Fragen antworten sollte.

Am Schlusse der Untersuchung bat Tellheim, die Richter möchten, wenn es möglich, ihm den Gefallen erweisen, und bald zum Endurtheile schreiten, weil er sehnlich wünsche, je eher je lieber wieder bei seiner Gattin zu seyn.

Die Richter sahen ihn ernsthaft und mitleidig an, zuckten bedeutend die Achseln, und entließen ihn mit dem Versprechen, er werde vielleicht schon Morgen sein Schicksal erfahren.

Voll Vertrauen auf seine Unschuld, und voll süßer Hofnung, bald in die Arme seiner geliebten Luise zurückkehren zu können, kam er in seine Gefängnißstube und umarmte Natalie, die mit banger Aengstlichkeit ihn befragte, wie die Sache stände, und ob sie bald das Glück haben würden, ihre Mutter zu sehen. Der Vater machte ihr dazu Hofnung und Natalie vergoß Freudenthränen darüber.

Ach, ihr guten Seelen! täuschet euch nicht in euren Erwartungen! Verlasset euch nicht auf eure Unschuld! Oft wird diese unterdrückt. Auch euch droht dieses traurige Schicksal! Fasset Muth und gehet den Tagen der Prüfung entgegen. Eure Zukunft hüllt sich in Dunkel und euer Leben gleicht

einem schwülen Tage, an welchem sich Gewitterwolken emporthürmen und Donner und Blitz alles zu zerschmettern drohen. Doch trauet auf Gott! Einst kann sich das Dunkel in Helle verwandeln und auf den Gewittertag ein heiterer, milder und schöner Abend folgen! —

* * *

Den Tag darauf fuhr ein Schlitten vor das Haus, in welchem sich Tellheim als Gefangener befand. Außer dem Kutscher saß auch ein ältlicher Mann darauf, von finsterm Ansehen und bewafnet.

Nach einigen Minuten trat eine Magd in Tellheim's Gefängniß, und brachte ihm und seiner Tochter einen Pelzanzug und funfzig Rubel an Gelde. Ihr Herr, sagte sie, schicke Tellheimen dies, und ließe ihm alles Wohlergehen wünschen.

Tellheim, der nicht wußte, was er dazu denken sollte, fragte die Magd um den Namen ihres Herrn, sie wollte ihn aber, weil es ihr verboten war, nicht nennen, und verließ eiligst die Stube.

Kaum hatte sie sich entfernt, als zwei gerichtliche Personen hereintraten, und Tellheimen mit Bedauren ankündigten, daß das Endurtheil über ihn gesprochen, und er mit den Seinigen auf Zeit-

lebens

lebens in das Innere von Sibirien verbannt sey. Der Schlitten, der ihn dahin bringen sollte, stünde schon vor dem Hause, er möchte daher seine Sachen in Ordnung bringen, und seine Reise sogleich antreten. Sie überreichten ihm hierauf sein Verdammungsurtheil schriftlich. Es war vom Kaiser unterzeichnet.

Im Innersten erschüttert, stand Tellheim einige Augenblicke da, und war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Natalie schwamm in Thränen. Sie war vor Schrecken außer sich. Jammernd fiel sie dem Vater um den Hals, und vermehrte seine Betäubung. Aber bald faßte er sich. Die unruhigen betäubenden Gefühle legten sich, und sein Verstand konnte nun eine flüchtige Ueberlegung anstellen. Der Gedanke: ich bin unschuldig! gab ihm Trost und eine ungewöhnliche Kraft; aber die Erinnerung an seine Gattin Luise schlug ihn von Neuem darnieder. Er rang mit seinen Schmerzen und mit der Pflicht des Mannes, sich auch im Unglück aufrecht zu erhalten. Die letzte gewann endlich die Oberhand. Er wurde ruhiger, küßte Natalie mit Herzlichkeit, und ermunterte sie auf eine sanfte, liebreiche Weise zur Geduld und zur frommen Ergebung in den Willen der Gottheit.

Aber Natalie war untröstlich. Ihre Mutter schwebte ihr lebhaft vor der Seele, und der Gedanke, sie nie wieder zu sehen, brachte in der Brust der gefühlvollen Tochter, ein Gefühl hervor, das an Verzweiflung grenzte.

Tellheim bat, man möchte ihm vergönnen, noch einige Tage hier zu verweilen, und unter dieser Zeit seine Gattin, die unterdeß von ihrer Reise zurückgekehrt seyn würde, hieher holen zu lassen. Allein seine Bitte fand kein Gehör. Er wiederholte sie; doch ohne Erfolg. Endlich bat er sich nur die Erlaubniß aus, noch eine Stunde bleiben zu dürfen, um in dieser Zeit an seine Frau zu schreiben. Auch dies wurde ihm nicht zugestanden. Nur mit Mühe erhielt er zuletzt die Freiheit, ein Paar Worte an Luisen zu schreiben, "Mein theures Weib! schrieb er, lebe wohl, vielleicht auf ewig! Dank für die süßen, mir unvergeßlichen Freuden, die Du mir in Menge erwiesen hast! Wir leiden unschuldig! Dieser Gedanke müße Dich trösten. Vertraue Gott! Noch einmal, leb wohl!„

Natalie wollte noch etwas hinzuschreiben, aber sie konnte kaum die Feder halten; ihre Thränen fielen aufs Papier, und verlöschten mehrere Worte.

Der Vater faßte ihre bebende Hand, und führte sie. Sie schrieb bloß ihren Namen hin, und küßte dann mit Innigkeit das Papier.

Diese Scene war so rührend, daß selbst die zwei obrigkeitlichen Personen sich umwenden, und ihre Thränen trocknen mußten. Besonders war der eine von ihnen tief gerührt. Er hatte ein ausgebildetes Gefühl, und war selbst ein glücklicher Gatte und Vater. Dieser gute, redliche Mann war es auch, der Tellheimen und seiner Tochter den Pelzanzug und die funfzig Rubel geschickt hatte. Der unglückliche, aber gefaßte Tellheim gab ihm das beschriebene Papier, mit der herzlichen Bitte, es seiner Gattin zuzustellen. Er nahm es an, zuckte aber die Achseln, und gab zu verstehen, daß Luise vielleicht dasselbe Schicksal erfahren dürfte. Dies brachte in Tellheim's Innern neue Unruhen hervor, über die er sich aber durch Gründe der Vernunft und seinen festen Glauben an eine alles leitende Vorsehung hinwegzusetzen suchte. Tellheim rechnete darauf, daß man ihm die Fesseln abnehmen würde; allein dies geschah nicht. Der Schlitten, auf dem eine Art von Häuschen lag, und der Kibittzen genannt wurde, ward bestiegen, und von den

drei vorgespannten Pferden mit ungemeiner Schnelligkeit fortgeschleppt.

* * *

In wenigen Stunden erreichte man Petersburg, wo aber nicht still gehalten wurde. Hinter dieser Stadt kam man noch an diesem Tage an einen ansehnlichen Pallast, aus welchem dem Kutscher zugerufen, und befohlen wurde, anzuhalten.

Natalie wurde durch eine süße Hofnung begeistert. Sie glaubte, Gott werde sich der Unschuld ihres Vaters annehmen, und schon iezt seine Leiden enden. Auch Tellheim kam auf einen ähnlichen Gedanken. Wie? dachte er bei sich, wenn ein angesener Mann, vielleicht der Besitzer dieses Pallastes, sich für dich verwendet, und dir die Freiheit ausgewirkt hätte!

Die Unglücklichen! Sie sahen sich bald bitter getäuscht. Ein lächelnder Bedienter trat aus dem Schlosse, in der einen Hand hielt er eine Flasche mit einem Glase, in der andern einen Teller mit einigen Schnittchen weißen Brodes. Indem er aus der Flasche einen starken rußischen Brandwein ins Glas goß, öfnete ein prächtig gekleideter Mann ein Fenster und rief im spöttischen Tone: Guten

sag, Deutscher! Glück auf die Reise! Sie wird was lang werden. Nimm einen Trunk zu Dir, nd erinnere Dich zuweilen an mich, dem Du einst ne geringe Bitte nicht erfüllen wolltest.

Tellheim faßte den nichtswürdigen Spötter s Auge, und erkannte in ihm den Grafen X. Mit Verachtung wies er den Bedienten und das Glas von sich, das er ihm reichte, zog seinen Kopf die Kibittge, und stellte über die Verderbtheit der Gesinnungen des Grafen Betrachtungen an. Jetzt st gieng ihm ein Gedanke durch die Seele, der hm viel Wahrscheinlichkeit zu haben schien. Er fiel uf die Vermuthung, daß vielleicht dieser gegen ihn bitterte Graf die Hauptursache seines Unglücks y.

Natalie war lange niedergeschlagen. Sie atte so viel Schlimmes über Sibirien gehört und lesen, daß der Gedanke, dort leben, und noch ehr, dort immer leben zu müßen, für sie ein hrecklicher Gedanke war. Indeß wirkte doch das Benehmen ihres vortreflichen Vaters sehr vortheilhaft auf sie. Eine Art von himmlischer Ruhe, die an nur bei edlen Menschen findet, lag auf seinem Gesichte; seine Reden verriethen Fassung und Muth, nd seine liebreichen Ermunterungen zur Duldsamkeit

machten auf die Tochter mit iedem Tage mehr Eindruck. Ihre an Verzweiflung grenzende Schwermuth milderte sich, und verwandelte sich in stille Wehmuth. Ein frommer, gottergebener Sinn nahm allmählig in ihrem Herzen Platz, und da ihr Begleiter sie ohne alle Härte behandelte, und viele von den Eingebohrnen, bei denen sie übernachteten, an ihrem Unglücke herzlichen Antheil nahmen, so fühlte Natalie mehrere Tage lang die Beschwerden dieser unglücklichen Reise fast gar nicht.

Allein bald änderte sich dieser erträgliche Zustand. Nataliens Schmerzen hatten ihr Inneres zu stark angegriffen, und auch auf den Körper nachtheilig gewirkt. Die übeln Folgen traten bald ein. Eine ungewöhnliche Schwäche, Mangel an Eßlust, und eine große Neigung zum Erbrechen, matteten das bedauernswürdige Mädchen so sehr ab, daß ihr Vater für ihr Leben besorgt wurde. Dies war noch nicht genug. Auch Tellheim ward von einer Krankheit überfallen, welche wahrscheinlich die Folge einer Erkältung war. Ein oft wiederkehrendes Fieber rieb seine Kräfte auf, und er wäre sammt seiner Tochter vielleicht ein Opfer des Todes geworden, wenn man nicht glücklicher Weise bald die Stadt Moskau erreicht hätte, wo die Kranken von ihrem

Begleiter die Erlaubniß erhielten, einen Arzt holen zu lassen. Dieser, ein geschickter und dabei menschenfreundlicher Mann, nahm sich mit der größten uneigennützigsten Sorgfalt der Leidenden an, und stellte sie bald so her, daß sie die Reise fortsetzen konnten. Tellheim fand in ihm einen edlen warmen Theilnehmer an seinem Unglücke, und bekam von ihm den Rath, doch ja darauf zu sehen, daß der Kaiser die Geschichte seiner Verbannung umständlich erfahre. Tellheim sagte, daß er von Sibirien aus an den Monarchen schreiben, und ihm seine Unschuld darthun wolle; allein der Arzt meinte, dies würde zu spät seyn; wäre Tellheim einmal in Sibirien: so werde es ihm fast unmöglich seyn, mit seiner Vorstellung bis an den Thron zu dringen.

Dies brachte den unglücklichen Tellheim auf mancherlei Gedanken. Er entwarf einen Plan nach dem andern; keiner wollte ihm ganz gefallen. Endlich erwachte in seiner Seele der Gedanke, mit Natalien die Flucht zu ergreifen, und sich auf heimlichen Wegen nach Petersburg zu begeben, dort seine Angelegenheit vor den Monarchen zu bringen, und auf diese Weise seine Befreiung zu bewirken. Dieser Gedanke hatte Anfangs etwas zurückschrecken-

des für ihn; aber da er die Sache von allen Seiten erwog: so faßte er endlich den Entschluß, zu fliehen. Der Kaiser, dachte er bei sich, ist gerecht; wenn er meine Angelegenheit in dem wahren Lichte sieht: so wird er mich von der Strafe frei sprechen; hält er mich für schuldig — nun dann mag er über mich verhängen, was er will; ich will mich dann in seinen Ausspruch fügen. Schon hatte er das Einzelne des Planes durchdacht, als er einen Blick auf seine Fesseln that. Da sank ihm etwas der Muth und die Hofnung. Die Ketten zu lösen schien ihm schwer, ja, fast unmöglich, und der entworfene Rettungsplan wurde von ihm aufgegeben.

* * *

Schon waren mehrere hundert Meilen zurückgelegt und das kalte Sibirien erreicht. Mancherlei Gefahren hatten dem Leben der Reisenden gedroht; sie waren alle glücklich überstanden. Nataliens Gesundheit fieng von Neuem an zu leiden. Das rauhe Clima drohte ihr den Tod. Tellheim sah dies und sein Herz wurde unruhig. Sein Begleiter, der iezt nicht mehr befürchtete, daß er entfliehen werde, nahm ihm die Fesseln ab und erneuerte dadurch in Tellheim's Seele den Plan zur Flucht.

Mitten in rauhen Wäldern, voll Eis und Schnee, lag ein Ort, den die Reisenden spät am Abend erreichten. Tellheim's Begleiter beschloß, dort zu übernachten, besonders da er daselbst einen alten Freund fand, mit dem er ein Paar Stunden lang zechte. Der Branntwein, den er in Menge zu sich nahm, berauschte ihn so sehr, daß man ihn ins Bette tragen mußte.

Dies schien für Tellheim die gelegenste Zeit zu seyn, sein Vorhaben auszuführen. Nach Mitternacht stand er mit Natalien von seinem Lager auf, stieg leise zu einem Fenster hinaus, und floh so eiligst als möglich davon. Früh Morgens erreichten sie ein kleines Städtchen, wo sie einen Wagen mietheten und sich einige Meilen weit seitwärts fahren ließen. Da sie Ursache hatten, zu befürchten, daß man ihnen nachsetzen und sie einholen würde: so schien es Tellheimen das Gerathenste zu seyn, sich von der Landstrasse, so viel als möglich zu entfernen und die Reise zu Fuße fortzusetzen.

Vier Meilen hatten die Fliehenden bereits zu Fuße gemacht, als sie sich in einem ungeheuren Walde sahen, in welchem sie keinen Ausweg fanden. Tellheim war um Natalie, die kaum mehr fortkommen konnte, nicht wenig besorgt. Die Nacht

brach ein und die Unglücklichen sahen nichts vor sich als die Wahrscheinlichkeit, in diesen wüsten Wäldern entweder durch die strenge Kälte, welche in dieser Jahrszeit herrschte, oder durch wilde Thiere, die dort umherschwärmten, umzukommen. Natalie konnte ihre Aengstlichkeit nicht verbergen; Tellheim tröstete sie, so gut er konnte; sie schmiegte sich an seine Brust und sagte gerührt: Wenn ich sterben soll, so will ich in Deinen Armen, lieber Vater, sterben — ach, an Deinem Herzen wird mir der Tod noch einmal so leicht werden.

Tellheim streichelte sie sanft und sagte liebreich zu ihr: Denke nicht an den Tod, meine liebe Tochter! Gott kann uns noch retten. In diesem Vertrauen laß uns nicht wankend werden.

Noch eine halbe Stunde schwankten sie fort. Da erblickten sie, zu ihrer großen Freude, einen Schlitten mit einem Kutschkasten, oder eine Kibittge. Sie schritten mit neuen Kräften darauf los und kamen bald dabei an. Sie öfneten die Thüre, sahen hinein und fanden das Schlittenhäuschen leer, stiegen ein und dankten Gott, daß sie wenigstens für diese Nacht in Sicherheit waren.

Ihre Müdigkeit drückte ihnen bald die Augen zu; aber kaum hatten sie ein Paar Stunden geschlum-

mert, als sie durch ein gewaltiges Kratzen und Brummen an dem Schlitten aufgeweckt wurden. Der Schlitten ward heftig gerüttelt, und Tellheim kam gleich auf die richtige Vermuthung, daß wohl Bären daran seyn müßten. Er zog die Thüre so fest an sich als möglich; die Thiere trieben noch gegen eine Stunde ihren Unfug mit dem Schlitten, dann wurde es auf einmal stille und Tellheim schloß daraus auf den Abzug der ungebethenen und verhaßten Gäste.

Als der Tag anbrach, stieg Tellheim aus dem Schlitten, um sich in der Gegend umzusehen. Er sah nichts als Wald und rauhe, mit Schnee bedeckte Ebenen.

Natalie befand sich schwach, und konnte unmöglich weiter. Tellheim hatte zwar einige Lebensmittel bei sich, allein die waren von keiner Bedeutung, sie waren kaum einen Tag hinreichend. Die Besorgniß, durch den Mangel an Nahrung oder durch die Kälte aufgerieben zu werden, trieb ihn an, Natalie zu verlassen, und in der Nähe einen von Menschen bewohnten Ort aufzusuchen, wo er Lebensmittel einkaufen Pferde miethen, und seine Tochter weiter fahren lassen wollte. Natalie that ihm Vorstellungen, sie bat ihn, bei ihr zu

bleiben, sie äußerte Besorgniß, daß man ihn vielleicht gefangen nehmen und ihr auf ewig entreißen könnte — aber Tellheim schilderte ihr dagegen die gefährliche Lage, in der sie sich befänden und die Nothwendigkeit auf Mittel zu denken, um sich aus denselben zu befreien. Er nahm von ihr einen rührenden Abschied — gleich als hofte er nie wieder zu kommen, verwieß sie auf Gott, und eilte davon.

Nach einer Stunde, die Natalie eine Woche dünkte, wurde sie plötzlich durch mehrere Flintenschüsse erschreckt. Bald vernahm sie auch ein lautes Geschrei, und der Gedanke: daß man vielleicht ihren geliebten Vater entdeckt und ergriffen habe, fuhr ihr wie ein vernichtender Blitz durch die Seele. Sie zitterte am ganzen Leibe, und wäre gern nach jenem Orte, woher der Schall kam, hingeeilt, um das Unglück ihres guten Vaters zu theilen, wenn ihr nur ihre schwachen Glieder den Dienst nicht versagt hätten. Sie stieg indeß aus dem Schlitten und schwankte einige Schritte nach jener Gegend hin. Aber nun konnte sie nicht weiter. Kraftlos sank sie unter einen Baum um, und erholte sich.

Es währte aber nicht lange, so wurde sie von Neuem aufgeschreckt. Sie erblickte von verschiedenen Seiten vier große Bären, die brummend ge-

rade auf sie los kamen. Sie hielt ihren Tod für gewiß, und bereitete sich dazu vor. Nur ein Mittel, sich zu retten, blieb ihr noch übrig; den Baum, unter welchem sie lag, zu ersteigen. Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, und erfuhr auch an sich, was sie so oft gehört hatte, daß die Noth dem Menschen neue Kraft gebe, die er sich sonst nie zugetraut hätte.

Es gelang Natalien, den Baum zu erklettern. Die Bären waren bald an demselben und sahen finster nach ihr hinauf. Einer, der größte von ihnen, machte sogleich Anstalten, auf den Baum zu klettern, vermuthlich, um Natalie als Beute herab zu holen. Sie sah ihn kommen und bebte. In ihrer entsetzlichen Angst schrie sie, so stark sie konnte. Dies brachte das wilde Thier aus der Fassung: es rutschte wieder hinab und schien Bedenken zu tragen, noch einen Versuch zu wagen. Jetzt drängte sich ein anderer Bär an den Baum und kletterte an demselben hinauf, doch auch er wurde durch Nataliens Geschrei abgeschreckt, bis zu ihr zu kriechen. Er purzelte vielmehr herab und Natalien gelang es, durch dieses Mittel, die feindseligen Thiere von sich abzuhalten. Eine Stunde ungefähr hatten sie bereits ihr Spiel

getrieben, als Natalie schon fast erstarrt von Kälte war und sich auf dem Aste, auf welchem sie stand, kaum mehr halten konnte. Nur noch eine Viertelstunde und sie fiel herab und wurde eine Beute der Bären! Aber der Himmel wollte sie retten.

Zu ihrer innigsten Freude hörte sie bald in der Nähe das laute Gebell von Hunden. Als dies die Bären vernahmen, liefen sie eiligst davon und suchten ihr Heil in der Flucht. Bald hörte sie ein Paar Flintenschüsse und kurz darauf sah sie vier Männer, in Pelzkleider wohl eingehüllt. An den Flinten und Jagdspießen erkannte sie sogleich Jäger in ihnen. Sie schritten nach dem Schlitten, der ihnen gehörte, und da Natalie ihnen vom Baum zurief, liefen sie zu ihr hin und erstaunten nicht wenig, hier ein Mädchen von ihrer Bildung zu finden. Sie sahen ihr den kränklichen Zustand, worin sie sich befand, alsogleich an, nahmen sie mit einer Menschenfreundlichkeit auf, gaben ihr zu essen und zu trinken, und wiesen ihr den besten Platz im Schlitten an. Ihre Sprache war ihr fast durchaus unverständlich, aber so viel konnte sie aus ihren Reden verstehen, daß jene ersten Flintenschüsse, die sie gehört hatte, allerdings ihrem Vater gegolten, daß ihn mehrere Reiter

eingeholt und gefangen, mit sich fortgeschleppt hätten. Durchdrungen von dem entsetzlichsten Schrecken war sie einer Ohnmacht nahe. Sie rang die Hände krampfhaft gen Himmel und jammerte laut. Die Jäger wußten sich ihren Schmerz nicht zu erklären und schrieben ihn körperlichen Leiden zu. Nach einer Stunde kamen ein Paar Pferde an, die vor dem Schlitten gespannt wurden. Man fuhr nun ab, und Natalie ward auf diese Weise von ihrem Untergange, dem sie so nahe war, gerettet.

* * *

Auch in Sibiriens rauhen Einöden giebt es gute Menschen, auch sie bescheint dieselbe Sonne, die Italiens lachende Gefilde erheitert. Die unglückliche Natalie fand in den Wohnungen der Jäger die beste Aufnahme. Man pflegte sie als eine eigene Tochter, man bewieß ihr Zutrauen, Mitleiden und Liebe. So wohl dies alles ihrem Herzen that, so ließ doch der Gedanke an das traurige Schicksal ihres Vaters sie lange zu keiner Ruhe kommen. Trübe schliechen ihr die Tage dahin, auch als ihr Körper schon völlig hergestellt war — oft weinte sie bitterlich in einem Winkel und fand nur in dem Gedanken an ihren Tod einigen Trost.

Der wackere Jäger, bei dem sie wohnte, fuhr nach einem Monathe nach einer kleinen Stadt, die in der Nähe lag, um dort Lebensmittel einzukaufen. Natalie fuhr mit. Sie stand vor dem Gasthofe, als ein verdeckter Schlitten angefahren kam. Der Kutscher ließ sich ein Glas Brandwein geben, und trank es sogleich aus, um schnell weiter fahren zu können. Er öfnete die Thüre des Schlittenkastens und that eine Frage herein. Ein Frauenzimmer steckte iezt den Kopf heraus und sah sich um. Gott! welch ein Anblick! welch ein Schrecken für Natalie! Sie erkannte in diesem Frauenzimmer — ihre Mutter. Sie wollte an den Schlitten *hinstürzen*, aber der Kutscher trieb in diesem Augenblicke die Pferde an und rannte davon. Vergebens rang Natalie die Hände, vergebens rief sie ihm nach, still zu halten, der Schlitten schwand bald aus ihren Augen und die unglückliche Tochter blieb der Verzweiflung überlassen. Sie fragte nach, wohin die Frau kommen sollte, die im Schlitten gesessen habe; niemand wußte ihr darauf eine bestimmte Antwort zu geben; nur das konnte man ihr sagen, daß es eine Verbannte gewesen sey', die vielleicht an irgend einem Ende von Sibirien ihre Tage verleben werde.

Die unglückliche Natalie! alles stürmte auf sie los! Der bitterste Schmerz nagte an ihrem Herzen und kein Strahl von Hofnung beleuchtete ihren öden, dornigen Weg durchs Leben, das keinen Reiz mehr für sie hatte, nachdem ihr die entrissen waren, die sie über alles liebte, nachdem sie da stand ohne Vater und Mutter, die ihr auf der Welt alles, alles waren. Schwermüthig und gepeinigt durch den heftigsten Schmerz, kehrte sie mit ihrem Wirthe nach seiner Wohnung zurück, und verlebte bei ihm zwei Jahre voll Gram und Kummer, der nur zuweilen durch den Gedanken an Gott und an ein anderes Leben gemildert wurde.

* * *

So menschenfreundlich auch Natalie in dem Hause des Jägers behandelt wurde: so regte sich doch in ihrem Innern die Sehnsucht, ihre Lage zu verändern, und unter gebildetere Menschen zu kommen. Ihr Wunsch gieng in Erfüllung. Eines Tages fuhr durch den Ort, an welchem sie lebte, der Gouverneur von einer Provinz Sibiriens. Sie wurde ihm bekannt, gefiel ihm, und er that ihr den Antrag, mit ihm zu reisen, und seiner Frau in ihren Geschäften zu helfen. Natalie bedachte sich

nicht lange, nahm den Vorschlag an, und trennte sich mit dankbarem Herzen und unter Thränen von den guten Seelen, die sie in ihr Haus aufgenommen, und als ein eigenes Kind behandelt hatten.

Nachdem man hundert und dreisig Meilen zurückgelegt hatte, erreichte man die Stadt, in welcher der Gouverneur, der Miltef hieß, wohnte. Ich bringe dir eine Gehülfin, sagte er zu seiner Frau, und stellte ihr Natalien vor. Sie machte keinen übeln Eindruck, indeß wollte man ihre Denkungsart zuerst prüfen, ehe man sie in dem Hause ganz annahm. Man beobachtete sie genauer, besonders was Reinlichkeit, Ordnungsliebe und Ehrlichkeit betraf, und da Natalie alle diese guten Eigenschaften in hohem Grade besaß; so genoß sie bald das volle Zutrauen und Wohlwollen des Gouverneurs und seiner Gemahlin.

Drei Jahre verflossen der guten Natalie in diesem Hause. Ihre Lage war nicht nur erträglich, sie war auch so beschaffen, daß Natalie alle Ursache hatte, damit vollkommen zufrieden zu seyn. Dies wäre das verständige, wohlgesinnte Mädchen auch gewesen, wenn nicht ein heimlicher Kummer an ihrem Herzen genagt, wenn nicht der Gedanke an ihre unglücklichen Eltern ihr oft den Frieden

der Seele geraubt, jede aufkeimende Freude in ihrer Brust zerknickt und ihre tiefe Wehmuth genährt hätte. Sie that alles, was in ihrem Vermögen stand, um den Aufenthalt ihres redlichen Vaters, ihrer geliebten Mutter auszuforschen; doch ihre Bemühungen waren vergebens.

Um diese Zeit erhielt der Gouverneur einen Brief, der ihm und seiner Frau große Freude machte. Er enthielt die Nachricht, daß ein vertrauter Freund von ihnen, den sie ungemein schätzten und liebten, Gouverneur von einer Provinz Sibiriens geworden sey, die hundert und funfzig Meilen von Miltef's Wohnorte entfernt lag. Da man auf Schlitten viel schneller reiset, als mit Wagen, und in Rußland überhaupt ungleich schneller gefahren wird, als in Deutschland, so war für Miltef die Entfernung von seinem Freunde Kutschef (so hieß jener Gouverneur) ob sie gleich anderthalb hundert Meilen betrug, von keiner Bedeutung, und er beschloß, ihn nach einigen Monathen mit seiner Frau zu besuchen.

Die Reise wurde zur bestimmten Zeit wirklich angetreten. Natalie, die der Gemahlin des Gouverneurs fast nie von der Seite kam, indem diese sie sehr lieb gewonnen hatte, fuhr mit. In weni-

gen Tagen kam man bei dem braven Gouverneur Kutschef an, und wurde von ihm mit Jubel empfangen. Seine Gattin war eine gebohrne Deutsche, und freute sich nicht wenig, in Natalien eine Landsmännin zu finden.

Nachdem Miltef mit den Seinigen von seinem Freunde mehrere Tage hindurch auf das Festlichste bewirthet worden war, wurde eine kleine Reise in die umliegenden Gegenden beschlossen, die Kutschef ohnedies aus Pflicht besuchen mußte. Er unterhielt sich überall mit den Gefangenen auf das Liebreichste, erkundigte sich um ihre Lage sehr sorgfältig, hörte ihre Klagen aufmerksam, und versprach, ihren Zustand nach Kräften zu verbessern. Natalie war Augenzeugin von diesem menschenfreundlichen Benehmen des Gouverneurs, und schenkte ihm ihre ganze Hochachtung.

In einem kleinen, aber ziemlich ordentlich gebauten, und lebhaften Orte, durch den man kam, ließ Kutschef alle Gefangenen, die sich dort befanden, vor das Haus kommen, in welchem er abgetreten war. Sie stellten sich in eine Reihe, und bewillkommten den neuen Gouverneur mit lautem Zuruf. Unter ihnen zeichnete sich besonders ein Mann von edler Gesichtsbildung, durch seine Ruhe in den Mie-

nen, und sein ganzes äusseres Wesen sehr vortheilhaft aus. Kutschef ließ ihn aus der Reihe treten, und fragte, was er für ein Landsmann sey? Ein Deutscher! war seine Antwort. Der Gouverneur rief sogleich seine Frau und Natalie herbei, um ihnen einen Landsmann zu zeigen. Natalie eilte herbei; eine Art von Vorahndung erfüllte ihre ganze Seele; sie blickte durchs Fenster. Kutschef zeigte ihr den Landsmann; sie erblickte ihn, und that einen Schrei. Beinahe wäre sie zum Fenster hinausgestürzt, wenn der Gouverneur sie nicht noch zeitig genug gefaßt, und zurückgezogen hätte. Sie klammerte sich zitternd an ihn, und rief mit Rührung: O es ist mein Vater! mein Vater!

Natalie, sagte der wackere Kutschef, der mit ihrem Schicksale noch nicht bekannt war, Sie reden irre! Was fehlt Ihnen! Sagen Sie es mir! Aber Natalie schmiegte sich heftiger an ihn, und rief zitternd vor Freude: Gewiß er ists! er ists! mein Vater! mein Vater!

Der Gouverneur rief die übrigen herbei. Man glaubte, Natalie sey von einem Uebel überfallen worden, und wurde ängstlich. — Allein Miltef ahndete sogleich den Zusammenhang Er eilte aus der Stube und führte jenen Gefangenen hinein.

Als dieser Natalie erblickte, trat er ein Paar Schritte zurück, schien wie vom Blitze getroffen, und verstummte. Noch einmal warf er seine Blicke auf das halb ohnmächtige Mädchen, verweilte forschend lange auf ihr, und schwankte dann mit ofnen Armen, mit gen Himmel gerichtetem Blick und Thränen im Auge zu Natalien, sah ihr nochmals — als könne er, was er sah, nicht glauben — ins Gesicht, und drückte sie dann mit Innigkeit und den Worten; Natalie, meine Tochter! — an sein Herz. Natalie hieng an seinem Halse, ihre Thränen flossen, und iedes Wort erstarb ihr auf der Zunge.

Die Umstehenden, die nun alles verstanden, sahen gerührt einander an und weinten Freudenthränen. Natalie sank auf ihre Kniee, sah gen Himmel, und ob sie gleich vor tiefer Rührung kein Wort sprach; so verstand doch jedermann deutlich, daß sie Gott für das unverhofte Glück, ihren Vater wieder gefunden zu haben, dankte.

Vater und Tochter konnten sich lange Zeit von dem Taumel ihrer Gefühle nicht erholen, sie sahen mit Blicken voll Freude, Ueberraschung und Dankbarkeit bald sich selbst, bald die Umstehenden an, die

ihre herzliche Theilnahme an ihrem Glücke auf verschiedene Weise ausdrückten.

Der edle Gouverneur Kutschef sagte noch einiges zu den Gefangenen, die vor dem Hause standen; Tellheim aber behielt er bei sich und ließ sich — als er wieder ruhig sprechen konnte — von ihm die Geschichte seines Unglücks erzehlen.

Der rechtschaffene Gouverneur wurde nicht wenig bewegt, als er vernahm, wie unschuldig Tellheim sey und welch großes Ungemach er schon fünf Jahre lang habe erdulden müßen. Faßen Sie Muth! sagte er endlich zu ihm; ich werde zur Milderung Ihres Unglücks das Meinige gerne beitragen. Sie reisen mit mir und wohnen von nun an in meinem Hause. Ihnen die völlige Freiheit zu schenken, steht nicht in meiner Macht; aber ich will alles anwenden, um Ihnen dieselbe sobald als möglich auszuwirken.

Tellheim, von dem Edelmuth dieses wackern Mannes gerührt, dankte ihm herzlich für seine Güte, bemerkte aber dabei, daß er, der menschenfreundliche Gouverneur, dadurch sich vielleicht in Verdacht bringen, und schaden werde. Kutschef aber sagte, indem er ihm mit Treuherzigkeit die

Hand schüttelte: Seyn Sie unbesorgt! Für gute Menschen, die unglücklich sind, muß man alles wagen.

Natalie fieng an von Neuem aufzuleben. Sie hatte ja den innig verehrten, geliebten Vater wieder! Oft fiel sie ihm ans Herz und konnte sich in ihrer Freude über sein Wiedersehn nicht mäßigen. Nach einigen Tagen kehrte man nach des Gouverneurs Wohnort zurück. Tellheim erhielt daselbst mit Natalie, die sich nun von ihrem Vater nicht mehr trennen wollte, und von dem edlen Miltef und seiner treflichen Gemahlin auf immer herzlichen Abschied nahm, eine bequeme Stube.

Der redliche Kutschef schrieb sogleich nach Petersburg an einen vertrauten Freund und erkundigte sich um Tellheim's Angelegenheit. Die Antwort, die er erhielt, war nicht ganz tröstlich. Man sey, schrieb der gedachte Freund, in Petersburg überzeugt, daß Tellheim unschuldig sey; allein er habe an dem Grafen X., der bei Hofe noch immer in großem Ansehen stehe, einen unversöhnlichen Feind; dieser sey Schuld an seiner Verbannung; Kutschef sollte behutsam zu Werke gehen und sich Tellheim's nicht zu sehr annehmen; er würde sich dadurch großen Gefahren aussetzen und ins Unglück stürzen.

Allein Kütschef gehörte zu ienen seltnen Männern, die ihr eignes Wohl vergessen, wenn ein Unschuldiger zu retten ist. Die Gefahren, denen er sich aussetzte, achtete er nicht im Geringsten. Tellheim litt unschuldig — dies war ihm genug. Er hielt es für seine heilige Pflicht, ihn zu retten. Mit Wärme schilderte er Tellheim's Rechtschaffenheit, seine Schuldlosigkeit und seine fünf Jahre hindurch ausgestandenen Leiden in einem Berichte an den Kaiser, den er an einen Freund nach Petersburg mit der Bitte sandte, ihn in einer guten Stunde dem Monarchen vorzulegen.

Ungeduldig harrte der Menschenfreund auf den Ausgang der Sache. Schon war seit der Absendung jenes Berichtes ein Vierteljahr vergangen, ohne daß eine Antwort eintraf. Endlich aber erschien eines Abends ein Staatskourier aus Petersburg, und überbrachte ihm einen kaiserlichen Ukas oder Befehl. Schwebend zwischen banger Besorgniß und süßer Hofnung, öfnete er das Papier und las zu seiner innigsten Freude: "Daß Tellheim mit seiner Tochter frei sey; daß sie sogleich nach ihrem ehemaligen Wohnorte zurückkehren und überall auf ihrer Reise unterstützt werden sollten; auch sollte der Gou-

verneur ihnen dreihundert Rubel auszahlen, um damit ihre Reisekosten zu bestreiten.„

Das ist die seligste Stunde in meinem Leben! sagte der edelgesinnte Gouverneur zu seiner Gattin. O du glaubst es nicht, wie wohl es thut, wie hoch es das Herz über die Erde erhebt, wenn man einen unschuldig leidenden Mann, von Tellheim's Denkungsart, aus seinem Elende errettet.

Noch diesen Abend erfuhren Tellheim und Natalie ihr Glück. Beide waren außer sich vor Freude. Kutschef erhielt für seine redliche Verwendung von ihnen die rührendsten Beweise von Dankbarkeit. Das ganze Haus nahm Theil an dem Glücke der Geretteten, und diese thaten die ganze Nacht kein Auge zu. O meine Tochter, sagte zu wiederholtenmalen der redliche Tellheim, so nimmt sich oft der Himmel der Guten durch edle Menschen an. — Wohl uns, daß wir unschuldig litten, und auch in unsrem Leiden uns an Gott und an die Tugend hielten; unsre Freude kann iezt um so reiner und größer seyn.

Aber — ach Gott! ach Gott! seufzte Natalie.

Tellheim verstand sie. Liebe Natalie, sagte er, und gab ihr einen väterlichen Kuß, sey ge-

trost, — wenn deine gute Mutter nur noch am Leben ist, woran ich nicht zweifle, so werden wir sie einmal gewiß noch sehen. Da der Monarch uns die Freiheit geschenkt hat, so wird er sie ihr, die ganz unschuldig ist, noch weniger versagen.

Dies tröstete die zärtlich liebende Tochter, und schöne Bilder der süßesten Hofnung traten vor ihre Seele, und erhoben ihr Herz von der Erde zum Himmel.

* * *

Tellheim und Natalie sehnten sich nach ihrem Wohnorte. Nach einer Woche verliessen sie das Haus des edelmüthigen Gouverneurs, der ihnen so viele Beweise von Freundschaft gegeben und sie gerettet hatte. Wer Tellheim's und Nataliens gute dankbare Gesinnungen kennt, wird sich die Rührung vorstellen können, mit welcher sie von diesem Redlichen und seiner liebenswürdigen Gattin schieden. Sie wurden von ihnen zehn Meilen weit begleitet, und trennten sich dann mit schwerem Herzen unter vielen Thränen von ihnen.

Ach, wie freudig schlug dem befreiten Vater und seiner guten Tochter das Herz, als sie die Grenze von Sibirien erreichten; als sie sich Moskau, und

noch mehr, als sie sich Petersburg näherten. Ueberall wurden sie von theilnehmenden Menschen mit Liebe empfangen, aber überall erkundigten sie sich nach Luisen, Nataliens Mutter, vergebens. Niemand wollte etwas von ihr gehört haben.

In Petersburg mußten sie zwei Tage verweilen, bis sie endlich die Erlaubnis erhielten, nach ihrem Wohnorte zu fahren. Welche Freude, als sie hier eintrafen. Der größte Theil der Einwohner gieng ihnen entgegen und bewillkommte sie mit frohem Jubel. Tellheim's Freunde fielen ihm um den Hals, und weinten Freudenthränen über seine glückliche Befreiung. Mehrere Magistratspersonen fuhren ihnen eine Stunde weit entgegen und kündigten ihm an, daß der Monarch ihm ein Landgut und einige bedeutende Freiheiten, zur Schadloshaltung für seine unverschuldeten Leiden, geschenkt habe. Tellheim war tief gerührt. Er konnte nur wenige Worte sprechen. Sein Gefühl war gleichsam betäubt.

Als er in die Stadt einfuhr, erhob sich in allen Strassen ein Freudengeschrei. Es lebe Tellheim! der glücklich gerettete Tellheim! ertönte es in der Luft, und seinen Schlitten begleiteten mehrere hundert frohe Menschen. Als er an seinem Hause

ankam, hob man ihn und Natalie aus dem Schlitten. Alles drängte sich hinzu, um ihn zu sehen, und dem geliebten Miteinwohner die Hand zu drücken.

Sie werden, sprach einer von den Rathsherren zu ihm, in Ihrem Hause alles in dem Zustande finden, in welchem sie es verlassen haben. Auf Befehl des gnädigsten Monarchen ist alles, was daraus weggenommen worden war, zurückgebracht worden.

Mit Empfindungen von Freude und Dank traten Tellheim und Natalie in das Haus, von welchem sie nun länger als fünf Jahre entfernt waren. Es öfnete sich ihnen die Stubenthüre und ein junger Mann empfieng sie mit ungemeiner Artigkeit. Als Natalie ihn erblickte, war sie freudig überrascht. Lieber Vater! rief sie, ach, ist dies nicht der junge Lindheim, der Bruder meiner Freundin Marie?

Das bin ich, theure Natalie! versetzte der junge Mann, umarmte beide und erzehlte ihnen mit wenigen Worten, daß er Deutschland vor zwei Jahren verlassen, sich in Petersburg ansässig gemacht und von dem Stadtmagistrat die Erlaubniß ausge-

bethen habe, Tellheim in seinem Zimmer zu empfangen.

Tellheim schüttelte ihm treuherzig die Hand, und freute sich innig, von einem Landsmann und zwar von dem Sohne eines ehemaligen guten Hausfreundes bewillkommt zu werden. Natalie erkundigte sich sogleich um ihre geliebte Freundin Marie, an die sie auch in den Einöden Sibiriens oft mit süßer Wehmuth gedacht hatte.

Lindheim klopfte an die Kammerthüre. Sie that sich auf, und — welche unaussprechliche Freude! -- Marie, die geliebte Freundin, trat heraus, und flog Natalien ans Herz. Brust an Brust überließen sich die gefühlvollen Freundinnen der Wonne des nie gehoften Wiedersehens, und Natalie vergaß in den Armen der Freundschaft all' das Elend, das sie in den fünf Jahren des Unglücks erfahren hatte.

Noch stand Tellheim mit nassen Augen sprachlos da, und sah mit bewegten Herzen diesem Ergusse gegenseitiger Liebe zu, als ein Gedanke ihn plötzlich mit Trauer erfüllte. "O wäre Luise da! nähme sie Theil an unserm Glück!„ Diese Worte entfuhren seiner Brust, und wurden von

Natalie gehört. Da verwandelte sich auch ihre Freude in Schmerz. Sie fiel dem Vater ans Herz und weinte.

Der Himmel macht Sie nicht halb, er macht Sie ganz glücklich! sagte iezt Lindheim und öfnete die Kammerthüre. Tellheim wandte sich um. Gott! rief er aus. Ach! ach! rief Natalie. Bestes Weib! Mutter! beste Mutter! Mein Mann! meine Tochter!

Mit diesen freudigen Ausrufungen flogen Tellheim und Natalie nach der Kammerthüre, und Luise, die heraustrat, ihrem Gatten und der geliebten Tochter zu. Vergebens würde ich euch, geliebte Leserinnen, den schönen Taumel der Wonne und des höchsten Entzückens zu schildern versuchen, in welchem sich diese rechtschaffenen Seelen in diesem Augenblicke befanden. Denket euch in ihre Lage, in ihre liebevolle Stimmung gegen einander, in ihre ausgestandnen Leiden und in ihr jetziges Glück, und fühlet die Seeligkeit nach, die sie in dieser frohen Stunde genossen. O daß allen unschuldig Leidenden so eine Stunde, und solch ein Glück zu Theil werden möchte!

Luise ward wechselsweise, bald von dem treuen Gatten, bald von der zärtlichen Tochter umarmt.

Eine Menge von Einwohnern nahmen an ihrem Glücke den herzlichsten Antheil, und der Tag ihrer Ankunft war fast für die ganze Stadt ein festlicher Tag. Die Unglücklichen, deren Elend sich auf einmal in Freude verwandelt hatte, erzehlten einander ihre Schicksale. Sie hatten alle Hofnung aufgegeben, sich je wieder zu sehen, bis eine gerechte Verordnung des Kaisers sie wieder vereinigte. Dieser zu Folge, wurde auch Luise in Freiheit gesetzt, und ganz im Stillen nach ihrem Wohnorte gebracht, wo ihr Mann durch ihr Wiederfinden überrascht werden sollte. Diese Absicht wurde vollkommen erreicht.

Nach einigen Tagen verbreitete sich die Nachricht, daß der Graf X., der eigentliche Urheber des Unglücks, das die Tellheimische Familie betroffen hatte, in Ungnade gefallen, und nach Sibirien verwiesen worden sey. Niemand bedauerte ihn, jederman sagte, ihm sey Recht geschehen.

Zufrieden, geschätzt, und geliebt, wandelte Tellheim mit den Seinigen auf dem Wege der Rechtschaffenheit fort. Natalie wurde die Gattin des jungen Lindheim und lebte mit ihm in der glücklichsten Ehe und mit seiner Schwester Marie in der zärtlichsten Freundschaft.

Oft

Oft wenn diese Redlichen in einem Kreise beieinander saßen, erzehlten sie manches aus der Geschichte ihres Lebens, und erinnerten sich ihrer unglücklichen Tage nicht ohne Dank und stille Freude. Tellheim sagte dann gewöhnlich: Die Wege der Vorsehung meine Lieben! sind wunderbar; am Ende führen sie aber doch ans Ziel. Darum vertraue jeder Gott und der Tugend. — An einem schönen Sommerabende war er gerührter als sonst. Er faßte Natalien bei der Hand, sah ihr mit frommen Ernste und väterlicher Milde ins Gesicht, und sprach mit bebender Stimme: Meine geliebte Tochter, — schon bin ich am Ende meines Lebens! Ich fühl' es. Wenn ich auf meine Tage zurückdenke: so verbreitet sich in meiner Seele ein stiller Friede, denn ich glaube, auf der Welt nicht unnütz gelebt zu haben, — Der Glaube an einen Gott, der als Vater unsre Schicksale ordnet, und der Glaube, daß nur Tugend dem Menschen und dem Leben einen Werth giebt, hat mich aufrecht erhalten, und gemacht, daß ich iezt ruhig meinem Tode entgegen gehe. Halte auch Du fest an diesem heiligen Glauben, meine Tochter! und —

Hier stockte die Rede des Greises; Natalie erschrack; sein Haupt sank an ihre Brust; ein Schlag-

fluß hatte seinem irdischen Leben ein Ende gemacht; sein Tod war der Tod eines Redlichen — ein sanftes Dahinschlummern in eine bessere Welt.

Ruhe sanft, edler, deutscher Mann! und nie ersterbe in Deinen Nachkommen das heilige Gefühl fürs Gute, das dich auf dieser Welt in allen Tagen Deines Lebens beseelte!

Der Tag, der Tellheimen die Befreiung aus seiner Gefangenschaft in Sibirien brachte, wurde alle Jahre von seiner Familie als ein Dank- und Freudenfest gefeiert, und dabei immer das Andenken der Menschenfreunde erneuert, die ihnen in ihrem Elende beigestanden hatten; besonders allezeit des edlen Gouverneurs Kutschef in Liebe erwähnt, welchem sie ihr Glück verdankten. Diese heiligen Erinnerungen vergaßen die Redlichen nie, denn als edle Menschen erwärmte sie auch das schönste menschliche Gefühl — das Gefühl der Dankbarkeit.

# Grünberg's Unterhaltungen mit seinen Kindern über Natur und Wesen der Pflanzen.

Vater. Alle Naturprodukte um uns herum sind also entweder?

Fritz. Thiere oder Pflanzen oder Mineralien.

Vater. Von welchen derselben haben wir uns nun bisher unterhalten?

Fritz. Von den Thieren.

Vater. Und wovon wollen wir iezt sprechen?

Fritz. Von den Pflanzen.

Vater. Was sind denn Pflanzen, Gustav?

Gustav. Pflanzen nennt man überhaupt alles, was aus der Erde wächst und mit einer Wurzel befestigt ist.

Vater. Da wären die Bäume und die Sträucher ia auch Pflanzen?

Gustav. Allerdings.

Vater. Und die Gräser und Kräuter auch?

Gustav. Ja. Kurz, alles was wächst und mit einer Wurzel in der Erde befestiget ist.

Vater. Gut. Aber giebt es denn nicht Pflanzen, die auf den Steinen, im Wasser, und auf der Rinde anderer Bäume wachsen? Besinne dich einmal!

Gustav. Ach ia, das Moos. Es wächst auf Steinen, Bäumen, Dächern rc.

Vater. Die sogenannten Schmarotzerpflanzen nähren sich, wie Ungezieser, von andern Gewächsen, z. B. der Mistel, welcher nur an Bäumen wächst. Das thut aber nichts; du kanst darum immer obiges Kennzeichen der Pflanzen beibehalten und wirst dann schwerlich in Verlegenheit kommen, wenn du sagen sollst, ob etwas eine Pflanze sey oder nicht. Welches sind denn die Haupttheile einer Pflanze.

Gustav. Diese sind: die Wurzel, der Stamm, die Aeste und Zweige, die Blätter, die Blumen und die Früchte.

Vater. Man sagt: Die Pflanzen haben Leben, ist dieses wohl gegründet? Sophie!

Sophie. Es kommt darauf an, wie man das versteht.

Vater. Ganz recht. Einige Menschen legen einem Dinge nur in so ferne Leben bei, als es empfinden und sich willkührlich von einem Orte zum andern bewegen kann. Und wenn man das annimmt, was kann man denn nicht von den Pflanzen behaupten?

Sophie. Daß sie leben.

Vater. Andere legen aber iedem Dinge, bei dem sich in gewissen Gefäßen oder Adern Nahrungs-

säfte umtreiben, das heist, den organischen Wesen (Thieren und Pflanzen) Leben bei. Und wenn man es so versteht, was kann man denn auch von den Pflanzen sagen?

Sophie. Daß sie leben.

Vater. Der Sprachgebrauch begünstigt dies auch. Man sagt z. B. von einem Zweige, indem die Säfte durch irgend einen Umstand ins Stocken gerathen sind, der Zweig ist abgestorben. — So bedient man sich ferner des Ausdrucks: eine lebendige Hecke — ein todter Zaun ꝛc. Was giebt man dadurch deutlich zu verstehen?

Sophie. Daß man den Pflanzen Leben beilegt.

Vater. Auch haben sie in vielen Stücken mit den Thieren Aehnlichkeit; in ihrem Entstehen, ihren Bestandtheilen, ihrer Ernährung, ihrem Sterben. Zuerst in Hinsicht ihres Entstehens. Wie entstehen viele Thiere?

Sophie. Aus Eyern.

Vater. Und viele Pflanzen?

Sophie. Aus Saamenkörnern.

Vater. Wie bringen viele Thiere ihre Jungen zur Welt?

Sophie. Viele Thiere bringen ihre Jungen lebendig zur Welt.

Vater. Und viele Pflanzen?

Sophie. Erzeugen aus ihren Wurzeln gleich vollständige iunge Pflanzen.

Vater. Davon kannst du dich in iedem Walde aufs Vollkommenste überzeugen. Ferner: welches sind die Bestandtheile eines thierischen Körpers? Fritz!

Fritz. Theils feste, theils flüßige Theile.

Vater. Zu den festen gehören zum Beispiel?

Fritz. Die Knochen, das Fleisch, Nerven, Drüsen, Adern, Sehnen, Eingeweide, Haut, Haare, Nägel.

Vater. Und zu den flüssigen gehören?

Fritz. Das Mark, das Gehirn, die Nahrungsmilch, das Blut, der Speichel, die Galle, verschiedene Säfte, das Fett, der Schweiß, die Thränen.

Vater. Und woraus ist auch der Pflanzenkörper zusammengesetzt?

Fritz. Aus festen und flüßigen Theilen.

Vater. Stehen die flüßigen Theile still in dem thierischen Körper?

Fritz. Nein, sie bewegen sich beständig herum.

Vater. Es ist bei dem thierischen Körper gerade so, wie bei deinem eigenen, wo die Bewegung des Bluts in der äußersten Zehenspitze eben so gut, wie

an andern Theilen des Körpers vor sich geht. Und bei der Pflanze?

Fritz. Ist es eben so.

Vater. Der Saft, den die Wurzel aus der Erde saugt, wird, bei dem höchsten Eichbaume wie bei der kleinsten Pflanze, durch Röhren und Kanäle in die entfernteste Blattspitze geleitet. — Du findest überall Saft, in dem ganzen Baume. — Was geschieht, wenn die Säfte im Thierkörper stocken? Gustav!

Gustav. Das Thier wird krank.

Vater. Und wenn der Umlauf der Säfte ganz aufhört?

Gustav. So stirbt es.

Vater. Eben so, wie bei dem Menschen. Wenn das Herz, die Ursache der Cirkulation des Bluts in unserm Körper, still steht, das Blut nicht mehr in den Adern herum getrieben wird, so stirbt der Mensch. Und bei der Pflanze?

Gustav. Da ist es gerade so.

Vater. Wenn der Umlauf der Säfte in einem Zweige stockt?

Gustav. So verwelket dieser Zweig, er stirbt ab.

Vater. Und wenn alle Säfte im ganzen Baume stocken?

Gustav. So geht der Baum ein — die Pflanze stirbt.

Vater. Ferner: womit ist der Thierkörper äußerlich umgeben?

Gustav. Mit einer Haut.

Vater. Und der Pflanzenkörper?

Gustav. Mit einer Rinde.

Vater. Warum?

Gustav. Damit die innern edlern Theile nicht so leicht verletzt werden können.

Vater. Wie manchen Stoß, wie manche Beschädigung hält z. B. deine eigene Haut nicht ab. Bei den Thieren, wo sie noch mit Haaren bedeckt ist. Wie würde es um uns, wie um die Thiere aussehen, wenn diese Bedeckung nicht statt fände! — Eben so bei den Pflanzen. Und was dann geschieht, wenn man einem jungen Bäumchen die Rinde abschält, wird dir nicht unbekannt seyn?

Gustav. Es vergeht.

Vater. Also auch darin ist die Pflanze dem Thiere ähnlich. Ferner: Woher bekommen die Thiere ihre Nahrungsmittel? Sophie!

Sophie. Sie fressen Gras und Kräuter und Früchte ꝛc.

Vater. Und woraus entstehen diese?

Sophie. Aus der Erde.

Vater. Woher bekommen sie also ihre Nahrungsmittel, wenn nicht unmittelbar doch mittelbar?

Sophie. Aus der Erde.

Vater. Und die Pflanzen?

Sophie. Gleichfalls.

Vater. Aus den genossenen Speisen werden in dem Thierkörper Säfte bereitet, durch welche die Ernährung und das Wachsthum desselben geschieht; eben so setzen auch die, durch die Wurzel der Pflanze aus der Erde gezogenen Säfte, Theile ab, durch welche die Pflanze erhalten wird und wächst. — Ferner: Was geschieht, wenn das Thier seine vollkommene Größe erreicht hat? Fritz!

Fritz. Es bringt seines Gleichen hervor.

Vater. Und die Pflanze?

Fritz. Eben so.

Vater. Ihr werdet das sicher schon bemerkt haben. So lange ein Thier noch nicht ausgewachsen ist, bringt es keine Junge zur Welt, und eine Pflanze liefert keinen Saamen, wenn sie noch nicht ihre gehörige Größe erreicht hat?

Endlich, wenn die Thiere eine Zeitlang gelebt haben, welche Veränderung geht alsdann mit ihnen vor?

Fritz. Sie sterben.

Vater. Und wie geht es mit den Pflanzen endlich?

Fritz. Sie verdorren.

Vater. Dauern denn alle Thiere gleich lang fort?

Gustav. Nein, einige leben nur kurze Zeit, andere länger.

Vater. Es giebt Insekten, die kaum einen Tag leben und andere Thiere, die über hundert Jahre alt werden. Ist dies bei den Pflanzen auch so?

Gustav. Ja. Viele Pflanzen vergehen im Herbst, der Eichbaum dauert viele Jahre aus.

Vater. Manche Pflanzen dauern freilich bis zum Herbst aus, sehr viele vergehen aber noch früher, manche dauern nur einige Stunden, und vergehen eben so schnell wieder, als sie entstanden sind. Wenn du dieß nun alles zusammen nimmst, was kannst du denn mit Recht von den Pflanzen behaupten?

Gustav. Daß sie viele Aehnlichkeit mit den Thieren haben.

Vater. In welchen Stücken?

Gustav. In ihrem Entstehen, ihren Bestandtheilen, ihrer Ernährung, ihrem Wachsthume, ihrer Fortpflanzung und ihrem Tode.

Vater. Recht gut. Aber, wenn die Thiere und Pflanzen so vieles miteinander gemein haben, da könnte man sie ja wohl leicht miteinander verwechseln? Sophie!

Sophie. O, das hat keine Noth.

Vater. Warum nicht?

Sophie. Ja, sie sind in manchen Stücken wieder sehr von einander unterschieden.

Vater. In welchen denn?

Sophie. Wenn man ein Thier schlägt oder sticht, so thuts ihm weh; aber das ist bei den Pflanzen nicht so.

Vater. Es ist nicht wahrscheinlich. Obwohl es Pflanzen giebt, die bei der leisesten Berührung eines Insekts ihre Blätter zusammen klappen, und das Thier gleichsam gefangen halten *), obgleich der Süßklee seine Blätter beständig bewegt: so ist doch nicht wohl anzunehmen, daß sie eigentlich etwas fühlen. Was sagt man von einem Wesen, wenn es im Stande ist, Schmerz oder Freude zu fühlen? Fritz!

Fritz. Es empfindet.

Vater. Wodurch unterscheiden sich also, erstlich die Thiere von den Pflanzen?

Fritz. Die Thiere haben Empfindung, die Pflanzen nicht.

---

*) Die Fliegenfalle der Venus (Dionaea) in Nordamerika.

Vater. Ferner: Wenn ein Thier Schmerz oder Freude empfindet, wodurch pflegt es solches zu erkennen zu geben? Gustav!

Gustav. Durch sein Geschrei. Der Hund bellt, das Pferd wiehert ꝛc.

Vater. Haben die Pflanzen auch eine Stimme?

Gustav. Nein, eben so wenig, als Empfindung.

Vater. Wodurch unterscheiden also ferner die Thiere sich von den Pflanzen?

Gustav. Die Thiere haben eine Stimme, die Pflanzen nicht.

Vater. Haben die Fische auch eine Stimme?

Gustav. Nein.

Vater. Wie mußt du dich also ausdrücken?

Gustav. Viele Thiere haben eine Stimme, die Pflanzen nicht.

Vater. Gut. Nun ferner. Bleiben die Thiere immer an derselben Stelle? Sophie!

Sophie. Nein, sie laufen bald dahin, bald dorthin.

Vater. Es giebt freilich Schnecken und Muscheln, die sich in ihrem ganzen Leben vielleicht keine Spanne fortbewegen; aber sie bewegen sich doch; öfnen ihre Schalen und schließen sie, ie nachdem es ihnen gefällt. Allein wie ist es mit den Pflanzen?

Sophie. Die müßen stehen bleiben, wo sie einmal sind.

Vater. Wodurch unterscheiden sich also, noch mehr, die Thiere von den Pflanzen?

Sophie. Die Thiere können sich bewegen, die Pflanzen nicht.

Vater. Die Pflanzen können sich nicht bewegen? Hast du nie einen Baum während eines Sturmes gesehen? Fritz!

Fritz. Ja, da bewegen sich die Zweige hin und her, und oft auch der ganze Stamm; aber das kommt nicht daher, weil der Baum es will, sondern das thut nur der Wind.

Vater. Da hätten wir also einen neuen Unterschied gefunden. Das Thier kann sich nämlich nicht bloß bewegen, sondern?

Fritz. Es kann sich willkührlich bewegen, durch seine eigene, innere Kraft, und nicht nur durch eine von außen her.

Vater. Recht gut. Nach Willkühr, oder auf Antrieb eines Bedürfnisses, geschehen bei dem Thiere noch so manche andere Thätigkeiten, es ißt und trinkt und ruht, hält sich da auf, wo es sich am Besten befindet ꝛc. Weißt du nun keinen Unterschied mehr anzugeben? Gustav!

Gustav. Die Thiere nehmen nur solche Nahrung zu sich, die ihnen wohlschmecken und zuträglich sind, die andern lassen sie liegen.

Vater. Auf eine Weide z. B., auf der Kühe gegraset haben, kann man nachher Pferde treiben, die eine Zeitlang hindurch reichliches Futter finden; denn viele Pflanzen, die iene nicht fressen, fressen diese, und umgekehrt. — Aber wie ist es mit den Pflanzen?

Gustav. Die müßen dieienigen Säfte einsaugen, welche sich an dem Orte befinden, wo *sie* eingewurzelt sind.

Vater. Doch vertragen nicht alle Gewächse einerlei Boden und dieselben Säfte; einige Pflanzen gedeihen mehr im sandigen, andre mehr im lehmigen, im moorigen Boden ꝛc. und die Erfahrung, daß, wenn eine Art von Gewächsen eine Zeitlang auf einem Platze gestanden hat, sie, ohne einen Zwischenraum von Ruhe des Bodens und ohne neue Düngung nicht ferner gedeiht, dahingegen eine andere Art, auf eben der Stelle, noch immer Nahrung genug für sich findet, bestätigt es noch mehr, daß iede Gewächsart nur dieienigen Nahrungstheile in sich zieht, welche ihrer Natur am Angemessensten sind. — Ihr müßt aber nicht glauben, als wenn der Pflanze alle ihre Nahrung aus der

Erde und durch die Wurzeln zugeführt würde; nein, eben so viel und vielleicht noch mehr aus der Luft durch die einsaugenden Gefäße des ganzen Pflanzenkörpers, besonders sind die Blätter, die auf den Seiten mit vielen feinen Gefäßen versehen sind, zu diesem Geschäfte bestimmt. Welke Blätter werden daher auch durch den kleinsten Regen erquickt, und selbst durch Thau, obwohl derselbe nicht bis an die Wurzel dringet. Darum können auch Bäume auf trocknen Felsen, und manche Arten sehr saftvoller Pflanzen an sehr dürren Orten wachsen. Bedenkt nur, wie viele Blätter zum Einsaugen ein einziger Baum hat! — Sie saugen aber nicht Wasser ein, (obgleich dieses vorzüglich zur Nahrung der Pflanzen erforderlich ist), sondern auch verschiedene Arten von Luft. Ohne die gewöhnliche Luft kann keine Pflanze wachsen. Desgleichen kömmt sie ohne Licht nur schlecht fort, und wird an Orten, wo sie beständig Schatten hat, bleich und schwächlich. Daß Wärme zum Gedeihen der Pflanzen nothwendig ist, wird euch allen hinreichend bekannt seyn. —

Was die Pflanzen zu ihrer Erhaltung nicht nöthig haben, das geben sie durch Ausdünstung wieder von sich. Sie hauchen verschiedene Luftarten (des Tags gesuude und des Nachts schädliche), und wässerige Stoffe aus. Das Wasser wird am Häufigsten

an hellen und warmen Tagen ausgedünstet. Diese Ausdünstung ist sehr groß; eine einzige Sonnenwende dünstet in einem Tage über ein Pfund Wasser aus. Und nun denkt euch einen großen, blätterreichen Baum, einen ganzen Acker voll Pflanzen, wie viel mögen diese den Sommer über ausdünsten! —

Doch, wir kehren wieder zurück. Wir behaupteten nemlich, von den Thieren und Pflanzen, daß sie sich zwar in manchen Stücken sehr ähnlich, aber auch?

Gustav. In manchen Stücken wesentlich verschieden wären.

Vater. Und worin fanden wir diese Verschiedenheiten?

Gustav. Einmal darin, daß die Thiere Empfindung haben, die Pflanzen nicht; dann, daß die Thiere sich willkührlich bewegen können, die Pflanzen aber nicht; daß ferner die Thiere sich diejenige Nahrung, welche sie genießen wollen, suchen, die Pflanzen hingegen nehmen müßen, was ihnen zugeführt wird.

Vater. Recht gut. Dies sind aber zum Theil Unterschiede, die wir erst bei näherer Untersuchung entdecken. Wenn du aber, obgleich nur im Allgemeinen, beim ersten flüchtigen Blick, den Unterschied

zwi-

zwischen Thier und Pflanze angeben solltest, wie würdest du da wohl sagen?

Gustav. Die Pflanze ist ein feststehender Körper, die Blumen und Blätter hat, dagegen das Thier ein beweglicher Körper ist, das Mund und Augen besitzt.

## Fortsetzung.

Vater. Ihr habt mir gestern den Unterschied der Gewächse von den Thieren angegeben; aber könnt ihr mir nun auch sagen, wodurch sie sich von Mineralien unterscheiden?

Kinder. — —

Vater. Was geschieht, wenn du einen Apfelkern in die Erde legst? Sophie!

Sophie. Er geht auf und es wird ein junger Apfelbaum daraus.

Vater. Wenn du den Roggensaamen mit Erde bedeckst?

Sophie. Es entsteht eine neue Roggenpflanze.

Vater. Wenn du einen abgeschnittenen Weidenzweig an einen feuchten Ort in die Erde steckst?

Sophie. Er wächst sogleich fort.

Vater. So ists mit allen andern Pflanzen. Aus alten Kartoffeln entstehen neue 2c. Wie entstehen also die iungen Pflanzen?

Sophie. Indem man den Saamen, abgeschnittenen Zweige, die Knollen 2c. in die Erde legte.

Vater. Und zwar, aus dem Apfelkern entsteht ein Birnbaum? Fritz!

Fritz. Nein, ein Apfelbaum.

Vater. Aus dem Roggensaamen ein Giftkraut?

Fritz. Nein, eine neue Roggenpflanze.

Vater. Aus dem Weidenzweig?

Fritz. Ein Weidenbaum, und kein Kohlkopf.

Vater. Was entsteht also immer für eine neue Pflanze?

Fritz. Die der alten ähnlich ist.

Vater. Woher waren denn die Theile, woraus die neue Pflanze entstand, genommen?

Fritz. Von der alten Pflanze.

Vater. Du kannst also sagen: Die Pflanzen entstehen? —

Fritz. Aus Theilen ihres eigenen Körpers.

Vater. Gut. Ist dies nun bei den Mineralien auch so?

Fritz. Nein.

Vater. Du magst noch so viele Steine in die Erde legen, was wird doch nie geschehen?

Fritz. Es werden nie junge Steine daraus entstehen.

Vater. Gewiß nicht. Es fällt mir hierbei eine lustige Geschichte ein. Einem kleinen Knaben wurde, ieden Sonntag Morgen, von seinen Eltern ein Dreier geschenkt, den er anwenden konnte, wozu er Lust hatte. Nun brannte in der Nähe seines Vaters die Hütte eines armen Mannes ab, welcher kaum so viel rettete, daß er und seine fünf Kinder ihre Blößen decken konnten. Carls Vater ermunterte ihn und seine Geschwister, ob sie aus ihrer Sparbüchse nicht einiges Geld zusammen schießen, und solches den Verunglückten bringen wollten. In meiner Sparbüchse ist gar nichts, sagte Carl. Wo hast du denn die Dreier gelassen, die dir des Sonntags gegeben worden sind? Etwa vernascht? — Ach nein, ich habe sie vergraben. Vergraben? Warum? Ja, ich wollte, es sollten neue Dreier darnach kommen, so, wie bei den Kartoffeln neue Kartoffeln, Ich will doch gleich einmal nachsehen. Damit sprang er fort und kam bald darauf mit seinen Dreiern wieder. Da, Vater, sieh nur, sie keimen noch nicht einmal, sagte er. Lieber Carl,

sagte der Vater, bis deine Dreier Junge bekommen hätten, da hättest du lange warten können. —

Was lernst du nun also hieraus? Gustav!

Gustav. Daß die Mineralien nicht, wie die Pflanzen, aus Theilen eines ähnlich gebildeten Körpers entstehen, und sich also dadurch von diesen unterscheiden.

Vater. Gut. Aber wie entstehen denn die Mineralien?

Gustav. Es setzen sich nach und nach von außen her immer neue Theile an.

Vater. Ganz richtig. Ein schaaliges, rindenartiges Zunehmen ist bei den meisten Mineralien zu erkennen, und eben so der Umstand, daß, während die äußern und innern Lagen angehäuft werden, die andern bereits in einer todten Ruhe versenkt sind. Dagegen die Pflanze auf eine ganz andere Art größer wird. Wie nun das geschieht wird mir Sophie sagen können!

Sophie. Die Pflanze wächst von innen. Von den Wurzeln gehen die Säfte in die Gefäße, welche, wie Adern, in alle Theile der Pflanzen laufen, und so wird sie, unter der Haut, von innen heraus, ausgedehnt und vergrößert.

Vater. Wodurch unterscheiden sich also ferner die Pflanzen von den Mineralien?

Sophie. Durch das Zunehmen. Die Pflanzen wachsen nemlich von innen heraus, und die Mineralien durch Anhäufung gleichartiger Theile von außen.

Vater. Ferner. Wie habe ich euch neulich gelehrt, was sagt man von den Pflanzen und Thieren, weil in gewissen Gefäßen ihres Körpers Nahrungsstoffe zirkuliren, durch die sie erhalten werden und wachsen?

Sophie. Sie leben.

Vater. Welche Veränderung geht, früher oder später, mit allen Wesen vor, denen man ein solches Leben (welches man das organische nennt) beilegt?

Sophie. Sie sterben.

Vater. Auch das gesundeste Leben erschöpft endlich die Kräfte, die es zu seiner Fortsetzung braucht, die Gefäße werden immer mehr geschwächt und zuletzt verstopft. Es kommt eine Zeit, wo die Thätigkeit nicht mehr fortgesetzt werden kann; der Körper verliehrt diese nicht nur, sondern in den meisten Fällen zugleich den Gefäßbau; er zerfällt, wird aufgelößt und stirbt. Er ist durchaus nicht mehr, was er war, er ist todt. Dies giebt also einen neuen Unterschied. Die Pflanzen leben, und? —

Sophie. Und müssen sterben.

Vater. Die Mineralien, die nie gelebt haben?

Sophie. Können auch nicht sterben.

Vater. Nimm nun noch einmal die Unterschiede zusammen, Sophie!

Sophie. Die Pflanzen entstehen durch die Absonderung von Theilen, die sich in der Folge zu einem ganz ähnlichen Körper ausbilden, wie der war, von dem sie abstammen. Aber bei den Mineralien ist das nicht so.

Vater. Hier bewirkt die Zerstörung des einen, die Entstehung eines neuen Wesens *von fremder* Art. — Ferner, Sophie?

Sophie. Die Pflanzen wachsen, dadurch, daß sich von innen her immer Theile ansetzen, die Mineralien aber vergrößern sich von außen her.

Vater. Und dann drittens?

Sophie. Die Pflanzen sterben, die Mineralien aber nicht, weil sie nie gelebt haben.

## Menge und Nutzen der Pflanzen.

Vater. Wo bringen gemeiniglich die Kinder der Landleute in der Erndte den größten Theil des Tages zu? Fritz!

Fritz. Auf dem Felde.

Vater. Magst du zur Erndtezeit nicht auch gern auf dem Felde seyn?

Fritz. O ia.

Vater. Warum?

Fritz. Weil es alsdann daselbst so schön ist, weil man so viele frohe Menschen sieht, die den Seegen Gottes einsammeln.

Vater. Eben so geht es auch den Landkindern. Aber begnügen sich diese damit, bloße Zuschauer bei den Arbeiten anderer zu seyn?

Fritz. Nein, sie greiffen auch selbst mit zu, und helfen, so gut sie können.

Vater. Wovon ist dies ein Beweis?

Fritz. Daß sie gerne arbeiten mögen.

Vater. Also ein Beweis von ihrem Fleiße. Hilft denn aber immer iedes Kind? Gustav!

Gustav. Nein, das träge gewiß nicht; es wird bloß zusehen und vielleicht gar die Arbeiter stören.

Vater. Der Träge übernimmt keine Arbeiten, als die er nothwendig verrichten muß, und die thut er mit Widerwillen und selten gut. Es ist sehr schlimm um einen trägen Menschen! — Aber dagegen der Fleißige, der fragt nicht erst: Bin ich das auch zu thun schuldig, oder wird das nicht vielleicht ein anderer thun? Er schämt sich keiner Arbeit, sein Wahlspruch ist:

Wer was Gutes will und kann,
Grift die Arbeit selber an! —

und Voßens schönes Lied singt er nicht bloß, sondern übt es auch mit Freuden aus. Ihr habt ja das Lied gelernt, sagt mir es doch einmal her!

Gustav.

Der Gute schafft was Gutes gern,
Und fraget nicht, ob Arbeit schände,
Von trägem Hochmuth ist er fern,
Sein Ruhm sind arbeitfrohe Hände.
Wer immer thun läßt, nimmer thut,
Ist weder sich noch andern gut.

Der Gute sieht sein Werk gedeihn,
Und schweiget stolz bei stolzem Tadel.
Für Ehre gilt ihm ehrlich seyn,
Und Edelmuth verleiht ihm Adel;
Der Erde Großen lebt er gleich,
Zufrieden stets, wenn auch nicht reich.

Vater. Fritz, fahre fort!

Fritz. Man schafft sein Werk und schweiget still,
Die Arbeit muß den Meister loben.
Wenn Neid auch unterdrücken will,
Den Kopf behält man immer oben.
Ein Sprichwort sagt: Was gehen kann,
Das gehet fort und kömmt schon an.

Am Abend denkt man: Wohl geschafft!
Und freuet sich der Folg im Schlafe;
Der Morgen weckt uns, frisch an Kraft,
Zum Werk der Freude, nicht der Strafe.
Die Arbeit straft nicht Gottes Buch,
Der Arbeit-Scheu ward unser Fluch.

Vater. Nu, Sophie den letzten Vers!

Sophie. Glückselig macht nur Thätigkeit,
Wie lang wird euch, ihr Müssiggänger,
Wie peinlich lang die liebe Zeit!
Wir wünschen Tag und Stunde länger;
Selbst ewig währt uns nicht zu lang,
Bei rascher That und Lobgesang.

Vater. Gut, meine Lieben! Scheut auch ihr euch nie vor der Arbeit, denn nur im Schweiße eures Angesichts sollt ihr euer Brod essen.

Sophie. Aber, lieber Vater! wo kommt denn das Getreide alles hin, das alle Jahr auf der Erde wächst?

Vater. Was meinst du wohl, Fritz, wo es hinkommt?

Fritz. Es wird von Menschen und von Thieren aufgegessen.

Vater. Recht gut. Aber das war es nur eben was Sophie nicht begreifen konnte. Wie ist es möglich, daß alle das Getreide verzehrt werden kann! — In meinen iungen Jahren machte ich viele Reisen. Einmal traf ich meinen alten Bekannten, Ulrich, unterwegs an, und wir reiseten miteinander. Dieser gab fast auch so, wie du Sophie, seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß so sehr viel iährlich aus der Erde wächst. Vieles, sagte er, ist doch wohl überflüssig. Man sollte meinen, es wäre an der Hälfte genug. Ich fragte ihn, wie viel er iährlich für sich und seine Familie brauchte? — Acht bis zehn Scheffel: antwortete er. — Nun bedenke einmal, sagte ich, wie viel Kornhalme und Kornähren dazu gehören, daß ein Scheffel Körner ausgedroschen werde. Bedenke einmal, wie viel Familien nur allein in unserm Lande leben, die eben so viel und manche noch mehr brauchen. Rechne einmal dazu die Menge der Pferde, Ochsen, Schaa-

fe und Schweine, die alle mit dem gefüttert werden, was aus der Erde wächst. Und die Thiere, welche von Menschen gefüttert werden, sind eine Kleinigkeit gegen die Menge der Thiere, für deren Futter die Menschen nicht sorgen und die doch auch leben wollen. Wie viel mag wol von allen diesen Mäulern einen Taglang verzehrt werden? — und nun bedenke, daß das Jahr dreyhundert und fünf und sechzig Tage hat. — Du sprichst: es wüchse zu viel; aber, weißt du nicht, daß wir schon mehr als ein Jahr erlebt haben, in welchem das, was die Erde trug, nicht einmal zureichen wollte. Die Menschen mußten ihr Vieh abschlachten; weil sie kein Futter hatten, und viele Menschen litten Noth, oder verhungerten wohl gar, weil es an Brode fehlte. Zu dem weißt du auch wohl, daß die Menschen nicht vom Brode allein leben: Sie wollen auch Kleider und Häuser haben. Beides machen sie größtentheils von dem, was aus der Erde wächst.

Während daß ich so mit meinem Freunde sprach, setzten wir uns Beide nieder und lehnten uns mit dem Rücken an ein Bäumchen, das am Wege stand. Dadurch war der Baum erschüttert: es fielen eine große Menge kleiner Insekten hinunter und eine noch größere Menge flog davon. Siehe einmal, sagte ich, wie viele Thiere auf diesem Bäumchen

saßen, die vermuthlich alle ihre Nahrung da suchten. Wie viel mögen ihrer nicht erst auf einer großen Eiche oder auf einer Linde sitzen! Ha, sagte Ulrich, wenn so viele Thiere von einem einzigen Baume leben wollen; so begreife ichs wohl, daß Viel wachsen muß, wenn Alles, was auf der Erde lebet, satt werden soll. —

Die Anzahl der verschiedenen Gewächse ist auch wirklich nicht klein. Denkt nur, man zählt iezt über 40000 verschiedene Arten derselben! — Und ihre Vermehrung! Eine Tabackspflanze kann 40000 oder auch 360000 Saamenkörner geben. Wenn auch nur die erstern alle aufgehen, so hat man nach einigen Jahren 40000 Pflanzen, welche 1600 Millionen Saamenkörner enthalten, woraus auf eben die Art vier und sechzig Billionen schon nach zwei Jahren entstehen. In einem Mohnkopfe hat man 32000 Saamenkörner gezählt; an einer zwölfiährigen Ulme 500000. —

Worüber gab mein Freund Ulrich seine Verwunderung zu erkennen? Sophie!

Sophie. Daß iährlich so vieles aus der Erde wüchse.

Vater. Und was meinte er daher?

Sophie. Er meinte, daß vieles doch wohl überflüßig wäre, und schon an der Hälfte genug seyn möchte.

Vater. Läßt sich das von dem großen Hausvater der Welt erwarten?

Sophie. Nein.

Vater. Warum nicht?

Sophie. Weil er als ein weiser Gott, gewiß nichts umsonst thut, und nichts erschaft, damit es nur wieder verderbe.

Vater. Und gesetzt auch, es wäre mehr vorhanden, als nothwendig verbraucht wird, so wäre dies doch immer besser, als wenn zu wenig da wäre. — Denket nur aber, wie viele Menschen nicht nur in einem Lande, sondern auf der ganzen Erde leben! Ich habe euch die ohngefähre Zahl einmal angegeben, wer weiß es noch?

Gustav. Ueber 1000 Millionen.

Vater. Nun bedenke man, wie viel diese Menschen nicht an einem Tage essen, und nehme denn diese Summe 365mal, für das ganze Jahr! Und sind es bloß Menschen, die die Früchte der Erde genießen?

Gustav. Auch die Hausthiere, als Pferde, Kühe, Ochsen, Schaafe und Schweine werden alle mit gefüttert.

Vater. Und bloß nur die Hausthiere?

Gustav. Nein, noch viele andere.

Vater. In der That, die Thiere, welche von den Menschen gefüttert werden, kommen gar nicht in Betracht gegen die Menge der Thiere, welche nicht von ihnen gefüttert werden, und doch auch leben. Und wovon? Von der Luft?

Gustav. Nein, auch von den Früchten der Erde.

Vater. So viele Kinder hat also Mutter Natur zu ernähren, ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren. Und alle freuen sich ihres Daseyns, und alle finden das, was sie bedürfen! Wenn man dies bedenkt, dann wird man leicht begreifen, warum sie im Herbste ihre Vorrathskammer so füllen, und sich nicht mehr darüber wundern, daß so vieles auf der Erde wächst, und glauben, es müsse schon an der Hälfte genug seyn. —

Daß itzt mehr wächst, als nothwendig ist, beweißt unter andern der Umstand, daß, wenn einmal Mißwachs eintritt, Hagelschäden ꝛc. kommen —

Gustav. Leicht Hungersnoth entsteht.

Vater. Da ist es denn wieder sehr gut, daß solche Unglücksfälle niemals allgemein, über die ganze Erde, verbreitet sind. Wenn also an einem Orte Mangel ist, so theilen sie von andern Orten, wo sie Ueberfluß haben, diesem mit. — Auch in

dieser Rücksicht ist die Schiffarth eine überaus nützliche Erfindung. — Und, Kinder, wie weise die Vorsehung gesorgt hat, um eine allgemeine Hungersnoth zu verhüten! Wenn das Getreide abschlägt, welches allerdings sehr schlimm ist, da Brod und Mehlspeisen zu unsern vorzüglichsten Nahrungsmittel gehören: so sind wir doch keineswegs gänzlich verlassen. Warum wohl nicht? Fritz!

Fritz. Es giebt noch so manche andere Dinge, die dem Menschen als Nahrungsmittel dienen.

Vater. Und die Erfahrung lehrt, daß wenn die eine Frucht mißräth, die andere dagegen oft besser gedeiht. Selbst unter den einzelnen Getreidearten ist dieß nicht selten der Fall. So also sorgt der liebe Gott für uns. Nur müssen wir auch nicht vergessen, redlich das Unsrige zu thun. —

Welches wäre denn nun also wohl der vorzüglichste Nutzen der Pflanzen? Sophie!

Sophie. Der, daß sie den Menschen und den Thieren zur Nahrung dienen.

Vater. Gut; aber auch Getränke bereiten wir aus den Pflanzen, Wein, Bier, Brandtwein, Rum, Arack, Kirschwasser ꝛc. — Ich sage der vorzüglichste Nutzen, was gebe ich dadurch zu erkennen?

Sophie. Daß die Pflanzen, ausser diesem, noch mehr Nutzen haben.

Vater. Kannst du mir denn noch einen Nutzen der Pflanzen nennen?

Sophie. Wir machen unsre Häuser und Kleider zum Theil aus Pflanzen.

Vater. Wie das?

Sophie. Ja, zum Hause gebrauchen wir ia Balken, Bretter 2c. und diese sind ia von Holz und das Holz kommt von den Bäumen.

Vater. Gut. Aber machen wir uns nicht auch Kleider von den Pflanzen?

Sophie. Ja, aus Flachs und Hanf bereiten wir uns viele Kleidungsstücke.

Vater. Zum Exempel?

Sophie. Hemden, Tücher, Schürzen, Strümpfe.

Vater. Es giebt aber noch eine Pflanze, die auch manchen Stoff zu unsern Kleidungsstücken hergiebt. Das ist?

Sophie. — —

Vater. Woraus ist dein Halstuch gemacht.

Sophie. Aus Baumwolle. Richtig, die Baumwollenpflanzen.

Vater.

Vater. Aber wir benutzen nicht bloß die Pflanzen um Wohnungen und Kleidungsstücke daraus zu machen, sondern auch? —

Sophie. — —

Vater. Wie fangen wir es an, wenn es im Winter kalt ist, um hier in der Stube nicht zu frieren?

Sophie. Wir heitzen ein.

Vater. Und womit?

Sophie. Mit Holz.

Vater. Und wenn deine Mutter etwas kochen will.

Sophie. So gebraucht sie auch Holz.

Gustav, Aber man kann sich ja auch des Torfes bedienen?

Vater. Recht wohl; aber dadurch wird ja der Gebrauch des Holzes nicht aufgehoben, welches ohnehin in der Küche und im Ofen immer besser ist, wie der Torf. — Wir können also nun ferner von den Pflanzen sagen?

Sophie. Sie dienen uns zur Feuerung.

Vater. Aber noch mehr. Die Bank, worauf du sitzest, woraus ist sie gemacht? Fritz!

Fritz. Aus Holz.

Vater. Der Tisch, der vor dir steht?

Fritz. Von Holz.

Vater. Sind dies die einzigen Sachen, die von Holz gemacht werden?

Fritz. Nein.

Vater. So nenne mir noch mehrere.

Fritz. Schränke, Stühle, Commoden, Bettstellen ꝛc.

Vater. Wo werden diese Geräthe, die du da eben nanntest, gebraucht?

Fritz. Im Hause.

Vater. Wie kannst du sie also nennen?

Fritz. Hausgeräthe.

Vater. Macht man aber bloß die Hausgeräthe von Holz? Gustav!

Gustav. — —

Vater. Woraus ist der Pflug, die Egge, der Spaden und der Rechen gemacht?

Gustav. Auch von Holz.

Vater. Also bloß das Hausgeräthe ist von Holz?

Gustav. Nein, sondern auch Feldgeräthe werden aus Holz verfertiget.

Vater. Nimm nun einmal dies alles zusammen?

Gustav. Die Pflanzen geben uns auch, wenigstens größtentheils, das, woraus wir unsre Häuser,

Kleider, unsere Haus- und Feldgeräthe verfertigen, und geben uns Feuerung.

Vater. Aber damit ist der Nutzen der Pflanzen noch lange nicht erschöpft. Denke nur, um dich noch an eins zu erinnern, daran, als du krank warst, was mußtest du thun, um wieder hergestellt zu werden?

Gustav. Ich mußte fleißig einnehmen.

Vater. Und woher war die Medicin genommen?

Gustav. — —

Vater. Die meisten Arzneien, lieben Kinder, werden aus dem Pflanzenreiche genommen. Man sammelt allerlei heilsame Kräuter und Wurzeln, preßt ihren Saft aus, und dieser leistet uns in Krankheitsfällen oft sehr große Dienste. Und das ist gewiß kein geringer Nutzen. Noch mehr! Ich habe euch ja gesagt, daß die Pflanzen nicht bloß mit den Wurzeln aus der Erde, Säfte einsaugen — sondern?

Sophie. Sie saugen durch ihre ganzen Körper und besonders durch die Blätter, viele Feuchtigkeiten aus der Luft in sich.

Vater. Und nicht bloß wässerichte Theile, sondern auch Luft selbst, und hauchen auch Luft wieder aus. Man könnte dies das Athmen der Pflan-

zen nennen. Die Luft nun, die sie einschlucken, ist schlecht und unrein, die sie aushauchen, gesund und für uns zuträglich — Lebensluft. Was kann man also auch von den Pflanzen behaupten?

Sophie. Daß sie die Luft reinigen und verbessern.

Vater. Ferner. Wann magst du lieber im freien Felde seyn, im Januar oder im May?

Sophie. Im May.

Vater. Warum im May?

Sophie. Weil es da viel angenehmer auf dem Felde zu seyn ist, wenn die Wälder mit Laub bedeckt und die ganze Erde mit einem schönen Grün überzogen ist.

Vater. Und auch dieses Angenehme verdanken wir?

Sophie. Den Pflanzen.

Vater. Nimm mir nun einmal kurz den Nutzen der Pflanzen zusammen?

Sophie. Die Pflanzen geben die meisten Nahrungsmittel für Menschen und Thiere;

sie geben uns Materialien zu unsern Wohnungen, unserer Kleidung, den Haus- und Feldgeräthen, und dienen zur Feuerung;

sie geben viele Arzneien;

reinigen und verbessern die Luft, und ergötzen
as Auge durch das schöne Grün, womit sie die
anze Erde bekleiden.

Vater. Jetzt sey es eure Pflicht, mir morgen,
as, was wir in dieser Stunde miteinander über
ie Pflanzen gesprochen haben, zu Papier zu brin-
gen.

---

Der Auftrag des Vaters ward erfüllt. Ob gleich die Arbeiten sehr verschieden ausfielen, so hatte er doch alle Ursache, damit zufrieden zu seyn. Er sagte daher zu ihnen: Zur Belohnung eures Fleißes will ich euch Karls Lobrede auf die Bäume, vorlesen, und ihr möcht dann seine Arbeit mit der eurigen vergleichen; nur müßt ihr nicht vergessen, daß Karl bloß von einer besondern Art von Pflanzen, und nicht von den Gewächsen überhaupt spricht.

Karl. "Nun, laßt doch sehen, ihr Herren Bäume, wozu seyd ihr denn eigentlich nütze? — Ihr bringt uns gutes Obst — das schmecket nicht übel! — Dabei manche kleine Nebenfreude — auch gut! davon weiß die Frau Försterin zu sagen. —

Ihr gebt uns Häuser und Wärme, Tisch und Bänke, Kisten und Kästen, Stege und Brücken, Eimer und Pumpen, Wagen und Schlitten, Kähne und Schiffe — die bringen uns Glück und Unglück — aber doch wohl mehr Glück. Ihr gebt uns Kohlen, um Eisen, Gold und Silber zu schmelzen und zu tausend Werkzeugen zu formen. Euch verdankt also der Soldat seinen Degen, der Landmann seine Sense, der Jäger seine Flinte, der Baumeister seine Axt und Säge, der Künstler seine Instrumente, die fleißige Tochter ihre Nadel und Scheere, und der fleißige Sohn sein Federmesser. Ihr gebt uns Asche und Glas. Euch also verdanken unsre Häuser die Fenster, der Naturforscher sein Mikroskop (Vergrösserungsglas), der Astronom (Sternkundiger) sein kühnes Fernrohr, der Greis seine Brille, und die Damen ihren Spiegel. — Ihr gebt uns Pulvermühlen, um Menschen und Thiere zu morden; aber auch Kornmühlen, um Menschen und Thiere zu ernähren, — dem Reichen Karossen und Spieltische, dem Armen sein Spinnrad und seinen Pflug — dem Knaben seine Wiege und sein Steckenpferd, dem Greise seine Krücke und seinen Sarg. Ihr zeigt dem Wanderer den rechten Weg und euer Schatten giebt ihm Kühlung und Ruhe. Ihr versammelt Freunde und Nachbarn in vertrauliche

Kreise unter eure Zweige und leitet den Blitz den Kornscheuern vorüber. Ich fühle euren Werth, und wer ohne Achtung gegen euch durch einen Wald reist, der kennt nicht eure großen Verdienste.

---

Vater. Weil man die Blüthen einiger Pflanzen deutlich wahrnehmen und erkennen kann, die Blüthen anderer aber nicht, so theilt man die Pflanzen ein: in Pflanzen mit kenntlicher, und in Pflanzen mit unkenntlicher Blüthe. Welche werden zu den ersten gerechnet? Gustav!

Gustav. a) Bäume, Sträucher und Stauden, b) Kräuter, c) und Gräser.

Vater. Und zu den unkenntlichen?

Gustav. Die Schwämme, wozu auch der Schimmel gerechnet wird, die Moose ꝛc.

Vater. Bäume, Sträucher und Stauden sind Pflanzen mit einem holzigen Stamme. Was ist also ein Baum? Fritz!

Fritz. Ein Baum ist eine Pflanze, die aus einer Wurzel und einem holzigen Stamm besteht.

Vater. Und ein Strauch?

Fritz. Ein Strauch besteht aus einer Wurzel, die mehrere holzige Stämme hat.

Vater. Und was versteht man unter Stauden?

Fritz. Unter Stauden versteht man nichts anders, als dünne und ganz niedrige Sträucher.

Vater. Recht. Was sind aber Kräuter? Sophie!

Sophie. Kräuter sind solche Pflanzen, die keinen holzigen Stamm, sondern nur einen weichen saftigen Stengel haben, als: Kartoffeln, Rüben, Zwiebel, Kohl ꝛc.

Vater. Was sind denn Gräser?

Sophie. Gräser sind Pflanzen, die anstatt eines holzigen Stammes, oder eines weichen saftigen Stengels, einen hohlen oder mit schwammichtem Mark angefüllten knotigen Halm haben: als, die Getreidearten; alle Futtergräser ꝛc.

Vater. Was sind Schwämme? Gustav!

Gustav. Schwämme gehören zu den Pflanzen mit unkenntlicher Blüthe, und bestehen aus einer weichen oder zähen und lederartigen Materie. Ihre Stengel heißen Stränke.

Vater. Auch Moose gehören zu den Pflanzen, deren Blüthe man nicht deutlich wahrnehmen kann.

Sie haben einen blätterichten Stiel. Ihren Saamen tragen sie in einer kleinen Kapsel, welche die Gestalt einer verschlossenen Büchse hat.

---

## Der abgeschälte Kirschbaum.

Karl klagte einmal gegen seinen Vater, daß er gar nicht munter, nicht froh sey, sondern so verdrüßlich und mürrisch.

Das wundert mich gar nicht — gab ihm der Vater zur Antwort — seit ich heute früh dein Bild im Garten sah.

„Mein Bild?“ — rief Karl verwundert aus — „und im Garten?“

Der Vater hieß ihn folgen, und führte ihn in Garten an einen Kirschbaum, der mehr einem Pfahle, als einem Baume glich, denn die Aeste und Zweige standen nackt, ohne Blätter, Blüthen oder Früchte. Hatte sich nun Karl vorher gewundert, daß er sein Bild im Garten finden sollte, wie erstaunte er nicht iezt, als er hörte, eben dieser Baum sey sein Bild. Er stand eine Zeitlang, nicht ohne Beschämung, in Gedanken neben dem bedeutenden Baume, aus denen ihn Vater Berthold endlich erweckte, indem er ihn also anredete:

„Sieh dich einmal um, mein Sohn, im ganzen Garten. Wie lustig und fröhlich steht alles da, wohin du blickst! Ein heiteres liebliches Grün, mit schönen weißen Blüthen untermengt, auf allen Bäumen! Munter hüpfen die Vögel von Zweig zu Zweig, ein Schwarm von Insekten summt um die duftenden Blüthen, die Lüftchen selbst scheinen gern damit zu spielen. Welch' reges Leben, welche Thätigkeit und Bewegung! Man sieht nur gern darauf hin, und immer entzückter wird das Auge auf dem heitern freundlichen Schauspiel, das dieser *Anblick* gewährt. – Hingegen dieser Baum da, wie todt, wie starr, wie finster und wie traurig! Es beengt einem ordentlich die Brust, die sich ausdehnte und weit ward bei ienem Anblick, wenn man von ienem regen Leben den Blick herwendet, auf ihn.„

Karl wurde bei diesen Worten still und immer stiller, bis er endlich ein wenig beklommen die Worte hervorbrachte:

„Und dennoch wäre dieser Baum mein Bild?"

Vater Berthold ergriff gerührt die Hand des Sohnes, und sagte: höre mich an, mein Sohn! — Was unterscheidet wohl diesen Baum von allen ienen andern Bäumen?

Karl. Seine Kahlheit, seine Abgestorbenheit. Er bringt weder Blätter noch Blüthen.

Vater. Ja, und dennoch sind es diese, die man von ihm erwartet. Ihm mangelt aber das innere Leben, die rege Thätigkeit, welche hiezu vonnöthen ist. Früchte sind es, die er tragen sollte, aber er wird ewig keine tragen, denn wo sind die Blüthen, welche die künftige Frucht verkündigen? — Ohne Kraft und Leben bringt er sie nicht, und hinweg fällt die ahndende Freude auf die Frucht. — Darum macht er einen so finstern traurigen Anblick, wie alles, was wir in Todähnlicher Unwirksamkeit erblicken, und wobei wir uns zweifelnd fragen, wozu ist denn das nütze?

Karl war empfindsam und leicht gerührt, darum schoß ihm bei diesen Worten eine Thräne ins Auge. Er fühlte in den Worten des Vaters einen leisen Vorwurf für sich, denn er war sich bewußt, in den letzten Tagen — nicht sehr wirksam und thätig gewesen zu seyn. Deswegen fielen ihm jene Worte so sehr aufs Herz. Der Vater fuhr fort:

„Daß dieser Baum nicht immer so war, das weißt du wohl, lieber Knab. Noch vor dem Jahre war er voll Kraft und Leben, blühte schön und herrlich, wie seine Brüder um uns her. Wir alle freu-

ten uns der schönen Früchte, die seine Blüthe uns versprach, aber leider! — auch nur versprach, — denn er brachte sie nicht zur Reife. — Du schöner junger Baum, was ist aus dir geworden?“

Vater! — rief Karl hier mit einem Tone fester Entschlossenheit aus — Vater! ich will Früchte bringen!

Der Vater drückte den muthigen Knaben an seine Brust, und sagte:

„Das glaub' ich dir, mein Sohn! — — Erinnerst du dich aber wohl noch, warum dieser Baum keine Früchte brachte?“

Karl. Weil der muthwillige Zeuner seine Rinde abgeschält, oder doch verdorben hatte.

Vater. Mit dieser äußern Bekleidung gieng das innere Leben zu Grunde. Daher nun dieser traurige Anblick.

Fängst du iezt an, dein Bild in diesem Baume zu erkennen?

Siehe, mein Sohn, dem Menschen geht es, wie dem Baume. Jenem ist seine Kraft, sein Leben, von innen heraus treiben die Blüthen, die einst zu Früchten reifen sollen. Das alles brauch' ich dir nicht erst weitläuftig darzuthun, denn du bist dir ia bewußt, daß dein Denken und dein Wollen und dein Fühlen, deine Sorgen und deine Hofnungen,

zu deinem Innern sich regen, daß auf dieses alles hinwirkt, und von diesem alles bei dir ausgeht. Das, was wir unsern Leib nennen, ist gewissermassen nur die Schale zu ienem, die äußere Bedeckung, welche aber mit dem innern Leben, iener innern Wirksamkeit, im innigsten Zusammenhange steht. Das innere Leben des Menschen, seine gesammte Thätigkeit, sein Wollen und sein Fühlen, hängen gar sehr von der Beschaffenheit seines Körpers ab. — Dieser Baum erstarb, sein ganzes Leben, alle seine Wirksamkeit versiegte, so wie seine äußere Bedeckung verdorben war.

Du siehst hieraus, wie sehr der Mensch Ursache habe, auf seinen Körper zu achten, damit er ihn nicht schwäche, nicht verderbe. Gesundheit ist ein großes edles Gut, von ihm nur hängen Glück und Freuden des Lebens ab. Wehe dem Menschen, der durch Unachtsamkeit oder Muthwillen dies edle Gut verscherzte! Ein kranker Mann, ein armer Mann! Nicht sein Körper allein leidet, mit dem Körper leidet seine Seele, mit der äußern Schale verdirbt das eigentliche innere Mark des Lebens.

Dieses, mein Sohn, ist iezt bei dir der Fall, und darinn liegt die Aehnlichkeit zwischen dir und

diesem abgestorbenen Baume. Aus der Vernachlässigung deines Körpers kommt es her, daß deine Seele leidet, daher kommt es, daß du nicht munter und froh, daß du verdrüßlich und mürrisch bist. Nicht an der Welt, nicht an den Umständen liegt es, sondern an dir. Du hast deine Schaale verderben lassen, und so verdirbt dein Inneres. Deine Seele treibt ietzt keine Blüthen, — wie wird es einst mit den Früchten stehen?

Karl! Karl! dein Leiden ist deine Schuld!

---

## Die Expedition im Garten.

Höre, Karl — sagte der Vater — der größte Mensch, der ie gelebt hat, sagte einmal: Ein fauler Baum, der keine Früchte bringt, wird abgehauen, und ins Feuer geworfen. Folge mir!

Vater und Sohn bewaffneten sich mit dem Spaten, und eilten in den Garten, den abgeschälten Kirschbaum auszurotten. Während dem Graben entspann sich folgendes merkwürdiges Gespräch, das ich ganz mitzutheilen, mich verbunden erachte.

"Es ist doch wahr — sagte Vater Berthold — unendlich viel Kunst ist in der Einrichtung eines solchen Baumes. Du weißt mir doch alle seine Theile zu nennen, Karl?„

Karl. Nun, da sind Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Blüthen.

Vater. Weißt du auch die Eintheilung seiner innern Theile?

Karl. O ja. Die innern Theile des Baumes sind, ganz inwendig das Mark, dann das Holz, und der Splint oder Bast, welches alles von der Rinde bedeckt wird.

Vater. Von der Entstehung des Holzes hab' ich dir auch wohl schon erzählt?

Karl. Auch hab' ich mir es gut gemerkt. Das Holz besteht aus lauter einzelnen, neben einander herlaufenden Fasern, die wie Röhren inwendig hohl sind, und alle Jahre bekömmt ein Baum eine neue Schicht solcher Fasern, die man, wenn der Baum zersägt wird, recht wohl von einander unterscheiden kann.

Vater. Du hast alles recht gut behalten, das freut mich. — — Sage mir aber einmal, welchen von allen den genannten Theilen eines Baumes du wohl für den wichtigsten hältst? Zuerst von den äussern? Wurzel, Stamm oder Aeste?

Karl. Doch wohl die Wurzel, denn diese zieht aus dem Boden die Nahrung an sich.

Vater. Und von den innern Theilen?

Karl. (nach einigem Besinnen) das Mark, sollt' ich meinen.

Vater. Weißt du aber, was neulich mit dem jungen Pflaumenbaume geschah, dem unser Nachbar die ganze Krone mit allen Aesten und Zweigen abgesägt hatte?

Karl. Er gieng ein.

Vater. Und dieser Kirschbaum, *den wir ietzt* ausrotten, warum gieng der ein?

Karl. Weil seine ganze Rinde abgeschält war.

Vater. Scheint es dir nach diesem aber nicht, als ob zum Gedeihen eines Baumes die Zweige mit ihren Blättern, und die Rinde eben so nothwendig wären, als Wurzel und Mark?

Karl. So scheint es allerdings.

Vater. Nun nimm noch alle andere Theile des Baumes, betrachte sie in dieser Hinsicht, und du wirst dasselbe finden. Die Wurzel empfängt allerdings den Nahrungssaft zunächst aus dem Boden, allein in den Röhren des Holzes steigt er auf und nieder, und setzt im Marke, den Blättern, Blüthen u. s. w. überall Theile ab, durch die Blätter empfangen die Bäume Luft und Licht, die ihnen,

wie

wie du weißt, zum Gedeihen ganz unentbehrlich sind, und dünsten durch dieselben aus, der Bast und die äußere Rinde dienen den innern Theilen zum Schutze. — Welchen Theil findest du nun unentbehrlich, und welchen möchtest du vorzugsweise den nothwendigsten nennen?

Karl. Ich finde sie alle gleich unentbehrlich, und einen in der That so nothwendig, als den andern.

Vater. Ja, mein Sohn, alle tragen das ihrige dazu bei, um das Wachsthum und Gedeihen des Baumes zu befördern, du darfst keinen Theil gänzlich hinwegnehmen, ohne mit ihm zugleich das Ganze zu verderben. Es ist hier eine solche Einrichtung, daß eins für alles, und alles für eins, iedes Einzelne für sich, und doch zugleich auch für das Ganze in Bewegung und Thätigkeit ist, beinahe wie in einer Fabrik, wo ieder an einem einzelnen Stück, und doch zugleich für das Ganze arbeitet. — Weißt du, wie man dieienige Klasse lebender Wesen nennt, deren einzelne Theile lauter Werkzeuge sind, die mit allen andern in einer solchen Verbindung stehen, daß iedes für sich und zugleich für das Ganze, und auch umgekehrt, das Ganze wieder für ieden einzelnen Theil wirkt?

Karl. Organische Wesen.

Vater. Ohne Zweifel weißt du auch, warum man sie so benennet hat?

Karl. Organ heißt so viel als Werkzeug; man hat sie also unstreitig deshalb mit diesem Namen belegt, weil man andeuten wollte, daß ieder ihrer Theile ein Werkzeug sey, das heißt: ein Stück, wodurch etwas bewirkt wird.

Vater. Sehr recht, nur muß man hier noch hinzusetzen, was denn durch sie bewirkt werde. — Nenne mir also dieses Etwas.

Karl. Gedeihen und Erhaltung des Ganzen, wovon das Werkzeug ein Theil ist.

Vater. Ja. Wirst du mir nun aber auch sagen können, warum du, wie du vorhin sagtest, alle Theile an den Bäumen für unentbehrlich erklärtest?

Karl. Weil der Baum ein organisches Wesen ist, in welchem alle einzelne Theile dahin wirken, daß der ganze Baum gedeihe.

Vater. Dies ist der wahre Grund. Nun siehe aber, lieber Karl, hierinn liegt eben die unendliche Kunst, welche ich vorhin in der Einrichtung eines solchen Baumes bewunderte. In der That, wenn man dieses so weiß, und nur ein organisches Wesen betrachtet, so muß man erstaunen, und verliert sich in Bewunderung. Welche große Weisheit, wie viel Kunst, welche Zweckmäßigkeit in

allem, was an und in demselben vorhanden ist! Wie ist da alles so abgemessen, so genau gegeneinander bestimmt, so sinnreich geordnet und verbunden! Nichts ist umsonst da, nichts an seinem unrechten Orte, und alles steht in gegenseitigem Verhältniß, im innigsten Zusammenhange miteinander. Da ist kein Theil, der nicht wirkte, für sich und den andern, und diese Wirkung erstreckt sich bis auf den entferntesten, der an seinem Theile nicht wirken könnte, wenn iener nicht gewirkt hätte. Jeder hat seine eigne Thätigkeit, wirkt auf seine eigne Weise, aber immer ist diese eigenthümliche Thätigkeit dem Ganzen nützlich und heilsam.

Während dieses Gesprächs hatten Vater und Sohn den Kirschbaum aus der Erde gerottet, und Karl betrachtete ihn eine Zeitlang ernst und schweigend.

"Komm — sprach der Vater — und setze dich einen Augenblick mit mir auf eine Rasenbank.„

Sie giengen und setzten sich.

"Du lasest doch neulich in Hallers Gedichten, mein Sohn. Erinnerst du dich nicht einer Stelle, die aus denselben ganz zu unserm vorigen Gespräche paßt?„

**Karl** erinnerte sich derselben nicht, und der **Vater** sagte sie ihm. Es war folgende aus einem Gedicht an Stähelin:

Kein Thier ist so gering, du weißt's, o Stähelin,
Es zielt doch ieder Theil zu seinem Zwecke hin.
Ein unsichtbar Geflecht von zärtlichen Gefäßen,
Noch mehr als Menschenkunst *gebildet* und gemessen,
Führt den bestimmten Saft im steten Kreislauf fort,
Verschieden überall und stets an seinem Ort:
Nichts stört des andern Thun, nichts füllt des andern Stelle,
Nichts fehlt, nichts ist zu viel, nichts ruht, nichts lauft zu schnelle,
Ja in dem Saamen schon, eh' er das Leben haucht,
Sind Gänge schon gehöhlt, die erst das Thier gebraucht.
Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,
Ist ein Zusammenhang von lauter Meisterstücken;

In ihm vereinigt sich der Körper Kunst und
Pracht,
Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der
Schöpfung macht.

Wohl, Vater, ich erinnere mich nun — erwiederte Karl —, aber irre ich nicht; so war das vorige Gespräch beym Kirschbaum nichts weniger als Absichtlos. Nicht wahr, Vater, du willst heute vollenden, was du neulich anfiengst?

Vater. Du hast sehr gut gerathen, mein Sohn, — ia ich will das, und Hallers Worte, vornemlich die letzten, werden dir angedeutet haben, auf welche Art ich es thun werde. Bevor ich dieses aber thue, muß ich zu dem Begriffe von organischen Wesen, wie wir ihn vorhin bestimmt haben, noch einige Merkmahle setzen, denn du könntest sonst leichtlich verführt werden, zu glauben, iedes Maschinenwerk. z. B. eine Uhr, sey ein organisches Wesen. Vergiß also nicht, daß nur lebenden Wesen diese Benennung zukomme, Wesen also, welche aus eigener innerer Thätigkeit von selbst wirken. Hierinn liegt der Unterschied zwischen einer Organisation und einer Maschine.

Aus den Stunden, in welchen wir in Sokrates Manier versucht haben, im Buche der Natur zu

lesen, wirst du sonder Zweifel wohl wissen, daß es der lebenden Wesen zweierlei Art gebe, solche, die nur leben und wachsen, worunter das ganze Pflanzenreich gehört, und solche, die leben, wachsen, Empfindungen und Bewußtseyn dieser Empfindungen haben. Unter diese letzte Klasse gehört die ganze Thierwelt, an welche sich der Herr derselben, der Mensch, anschließt.

Siehe, mein Sohn, der Mensch ist also ein organisches Wesen. Was dieses *sagen* wolle, das weißt und fühlst du iezt gewiß, und *nunmehr* bin ich im Stande, dir meinen Aufschluß zu geben, und du bist fähig, ihn zu fassen.

Ruf' einmal alles in dein Gedächtniß zurück, was du von der Einrichtung des organischen menschlichen Körpers weißt, und du wirst von der Wahrheit des Hallerschen Ausrufes dich innigst und aufs lebendigste durchdrungen fühlen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alles in Betrachtung ziehen wollten: aber nenn mir doch die Haupttheile, aus denen der menschliche Körper besteht.

Karl. Knochen, Knorpel, Muskein, Sehnen, Nerven, Adern, Eingeweide, Häute.

Vater. Und wie theilt man den äußern Körper des Menschen ein?

Karl. In Kopf, Rumpf und Glieder; den Rumpf, in Oberleib und Unterleib; die Glieder, in Aerme und Beine, waran Oberarm, Unterarm, nebst der Hand mit den Fingern, Schenkel, Fuß und Zehen unterschieden werden.

Vater. Gut, mein Sohn, schon dieses kann uns iezt hinreichend seyn. Wenn du nun Rücksicht auf die Verrichtungen dieser einzelnen Theile und ihren Nutzen nimmst, so eröfnet sich deinem betrachtenden Blicke eine Welt von Wundern in dir selbst. Mit wie viel Kunst, mit wie viel Weisheit ist auch hier alles geordnet und eingerichtet! Siehe, der Mensch soll leben und sich erhalten. Beides kann er nur, wenn er Nahrung hat, und dieses fordert der in immerwährender Bewegung sich befindliche, und mit einem scharfen reizenden Safte versehene Magen mit Ungestüm. Und nun betrachte einmal die Einrichtung, welche getroffen worden ist, um sie ihm zuzuführen. Im Munde die zwei Reihen Zähne zum Zermalmen der Speisen; eine Menge Drüsen, welche während des Käuens einen Saft absondern, der sich mit den Speisen vermischt, damit sie leichter hinuntergeschluckt werden können; das ganze Druckwerk der Muskeln des Kienbackens und der Zunge zu der hiezu nöthigen Anstrengung; der

Schlund, durch welchen vermittelst der, die Brust hinablaufenden Speiseröhre, die Speise zu dem Magen geführt wird, welcher sie nun verarbeitet: — sage selbst, ist nicht alles durchaus zweckmäßig? Allein nun soll ieder Theil des Körpers seinen ihm gebührenden Antheil von dieser Speise erhalten, und so höre, wie herrlich und zweckmäßig wiederum hiezu alles geordnet ist. Mit dem Magen hängt der Darmkanal, dessen Ausgang am After ist, zusammen. Dieser, in mehrern Krümmungen *hinlaufende* Darmkanal ist an das, mit einer *Menge Drüsen* und Gefäßen versehene, Gekröse gleichsam angeheftet, welches Gekröse wiederum an die Wirbelbeine des Rückgrats befestigt ist. So wie nun die von dem Magen zermalmete Speise in den Darmkanal gedrängt wird, saugen alle in dem Gekröse befindlichen Drüsen einen Theil davon an, und bereiten, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit und Wirksamkeit, einen Milchähnlichen Saft daraus, welcher in die genannten Röhren des Gekröses tritt, und mittelst derselben nach dem Rückgrate hingeleitet wird, wo er in die Höhe, bis unter die Achseln steigt, und in die Lungen tritt. Hier wird er, vermöge der chemischen Zersetzung von Lufttheilchen, welche die Lungen einziehen und ausstoßen, neu verwandelt, färbt sich roth, und tritt nun, zu

Blut geworden, in den grösten Muskel des menschlichen Körpers, in das Herz. Mit dem Herzen hängen die im Körper befindlichen Adern zusammen, und so kommt nun durch die Kraft des Herzens das Blut in die Adern, worinn es mit unbeschreiblicher Schnelligkeit den ganzen Körper durchströmt. Wohin es aber auch kommt, überall wird es in Contribution gesetzt, überall muß es einen Theil zurücklassen, denn alle Muskeln und Drüsen erhalten ihre Feuchtigkeit und Nahrung daraus, die sie auf eigne Weise neu verarbeiten. Doch dieses ist noch nicht alles; das Zwergfell, welches zwischen Brust und Unterleibe ausgespannet ist, die Nieren, die Milz, die Leber, die Gallenblase, tragen alle hiezu mit bei, sind alle in Thätigkeit, um das Geschäft der Ernährung zu befördern. Das Unnütze und Ueberflüssige der Nahrungstheile geht theils als Unrath durch den After, theils als Urin, der sich in einer eignen Blase sammelt, theils durch die unmerkliche Ausdünstung der Haut und Haare, welche lauter hohle Röhrchen sind, aus dem Körper wieder fort.

Nun muß sich aber auch der Mensch seine Speise selbst holen und suchen, und muß sich mithiu bewegen können. Neue Weisheit auch in dieser

Anordnung! Das Gerüste seines ganzen Körpers machen die festen Knochen aus, durch welche er fahig ist, sich aufrecht zu erhalten. Diese Knochen sind hie und da mit beweglichen Gelenken versehen, und überall, wo Gelenke sind, ist der Knochen mit Knorpel überkleidet, dessen Zähigkeit verhütet, daß die Enden der spröden Knochen sich nicht reiben. Diese Knorpel haben noch überdem eine gelbe Feuchtigkeit, welche die Beweglichkeit ebenfalls befördern hilft. An die Knochen sind die Muskeln vermittelst der Sehnen befestigt, welche also gleichsam statt Bändern dienen, und durch die eigenthümliche Kraft der Muskeln, sich auszudehnen und einzuziehen, wird das Gelenk gehoben oder gesenkt, überhaupt also bewegt. O Karl, ich könnte dir Tagelang davon erzehlen, wie wunderbar diese Anordnung an den verschiedenen Theilen des Körpers, wie zweckmäßig an jedem Theile, und wie angemessen dem Ganzen sie ist. Arm und Fuß, zu dieser freien Beweglichkeit in eignen Gliederungen gebildet; jeder Muskel und jeder Knochen dazu so gemäß geordnet; keiner zu groß noch zu klein: — wie gesagt, Tagelang könnt' ich dir davon erzehlen, und wäre doch wohl kaum zur Hälfte fertig.

Aber ich habe gewiß auch durch dieses Wenige schon meinen Zweck bei dir erreicht; du erkennest die bewundernswürdige, so weise als wohlthätige, Einrichtung aller einzelnen Theile des menschlichen Körpers zu einem organischen Ganzen unstreitig an, du siehst das innige Verhältniß, worinn alles miteinander steht, und selbst das Entfernteste auf- und füreinander wirkt. Auch hier ist nichts vergebens oder überflüssig, nichts an seiner unrechten Stelle, Abgemessen ist iede Größe und iede Wirksamkeit für das Ganze, man kann nichts hinwegnehmen und nichts hinzuthun, ohne das Ganze zu stören, denn dieses Ganze ist vollkommen.

Karl. Ja, gewiß, mein Vater, ich bin nicht bloß überzeugt, ich bin innigst durchdrungen davon. Welch' ein Meisterstück ist der Mensch!

Vater. So kommen wir denn iezt zu unserm Ziele. — Heute morgen, lieber Karl, sangen wir ein Lied, das hatte folgende schöne Stelle:

Dieser Geist, der in mir denket,
Ueberlegt, verwirft und wählt,
Meinen Leib nach Willkühr lenket,
Jedes Glied zugleich beseelt,

Gott, durch Dich ist er entstanden,
Bleibt durch Dich nur stets vorhanden.
Täglich thust Du wohl an mir,
Täglich dank' ich Dir dafür.

Dieser Leib, dies Kunstgebäude,
Wer hat ihn erbaut, als Du?
Durch ihn strömt dem Geiste Freude
Aus der ganzen Schöpfung zu.
Auch wird jeder meiner Sinne
Täglich Deine Güte inne.
Täglich thust Du wohl an mir,
Täglich dank' ich Dir dafür.

Für mich schallt durch heitre Lüfte
Muntrer Vögel Lobgesang;
Und der Blumen süße Düfte
Fordern von mir frommen Dank.
Mir auch grünen junge Lauben
Mir auch reift der Most in Trauben.
Täglich thust Du wohl an mir,
Täglich dank' ich Dir dafür.

Wer kann iemals ganz empfinden,
Wie Du reich an Güte bist?
Wer, was Grundlos ist, ergründen?
Zählen, was unzählbar ist?

Allenthalben strömet Segen
Mir aus Deiner Füll, entgegen.
Täglich thust Du wohl an mir,
Täglich dank' ich Dir dafür.

Ja, es ist wahr, mein Sohn, wir können dem Gütigen, der uns ins Daseyn rief, für die zahllose Menge von Vergnügungen, die überall für uns bereitet sind, nicht genug danken. Welch ein Schauplaz der reinsten, lautersten Freuden ist nicht die Natur in ihrem tausendfachen Wechsel für uns, wo wir, so oft wir auch schon vor ihn hin tretten, doch immer neu überrascht werden. Welchen Genuß gewährt uns nicht die Mannichfaltigkeit von Geschenken, welche die Jahreszeiten aus ihrem Füllhorn schütten! Welche nie versiegbare Quelle der edelsten Menschenfreuden rinnt nicht für uns in dem Umgange mit Andern; Aeltern- Kindes- Geschwister- Freundesliebe, wie beseligen sie uns! Welchen Reiz finden wir selbst in unsern Beschäftigungen, und in der Unterbrechung derselben durch süße Ruhe! Wie trunken von Wonne ist unser Geist, wenn er im Nachdenken sich verliert, und Wahrheit findet! Die Erfindungen der Wissenschaft, die Gebilde der Kunst, o, wie erfreuen sie uns!

Aber, mein lieber Karl, so zahllos auch die Menge von Freuden ist, welche das Leben der Menschen beseligen; so kann es doch Augenblicke, Stunden, Tage, Wochen geben, worinn er, gefühllos gegen alle diese Freuden, undankbar für alle diese Wohlthaten ist. O des Unglücklichen, der ie in diese Stimmung gerieth! Kalt und mit verschlossenem Herzen wandelt er durch die schöne Natur, nicht der Vögel reizender Gesang, nicht der Blumen süßer Duft, nicht der Quelle sanftes Murmeln, nicht des lieben Freundes himmlischer Trostesblick, vermag sein Herz zu rühren, die Stimme der Wahrheit hört er nicht, und hadert wohl gar mit Schicksal und Gottheit, denn ihnen legt er die Schuld seines Mißmuths und Elends bei, der Thor, nicht sich. Dennoch ist der Mensch in den meisten Fällen, seines Mißmuths und Murrsinns eigner und einziger Urheber.

Zwar die Veranlassungen dazu können von außen kommen und verschieden seyn, allein, wenn er aufrichtig gegen sich selbst seyn, sich nicht selbst schmeicheln und belügen will; so muß er sich gestehen, daß er seines Mißmuths gewiß hätte Herr werden können, wenn er nur ernstlich gewollt hätte.

So hat er denn selbst sein Glück verscherzt, und war da elend, wo er hätte glücklich seyn können. Sich selbst hat er also um die Freuden des Lebens betrogen, aber er raubt sie auch Andern. Können denn die, die ihn lieben, ruhig seyn, wenn sie glauben, er leide? Und fügt er zu ihrem Kummer um ihn, nicht auch noch Kränkungen hinzu? So steht denn der Elende da, ein Feind seiner selbst und Anderer.

Fürwahr, wer das alles so bedächte, der würde gewiß nicht so grausam seyn, mit mürrischem Blicke vor der Natur und den Menschen zu erscheinen, sondern alles aufbieten, um sich selbst und Andern nicht zur Last zu werden.

Doppelt fällt es an der Jugend auf, wenn sie so erscheint. Sie, im Alter der Unbefangenheit und des fröhlichen Muthes, sie, die am meisten in liebender Gefälligkeit und freundlichem Wohlwollen die Herzen an sich zieht, und Liebe gewinnt, — sie ist das Häßlichste, was ich kenne, wenn sie mit einem Gesicht erscheint, auf welches der Mißmuth und der Verdruß ihre Freudestörenden Züge gegraben haben. Diese gesenkte Stirn, die finstern Augen, woraus ein gehäßiger Neid zu blicken scheint, diese herab-

gezogene Lippe — ja wahrhaftig, sie machen ein häßliches, ein abscheuliches Bild.

"War ich denn so, mein Vater?" fragte Karl mit einer kaum verhaltenen Thräne.

Vater. Nicht heute und gestern, lieber Karl, und daß meine Warnung so bald bei dir gefruchtet hat, das hat mich herzlich gefreut. Auch mußt du bemerkt haben, daß deine Mutter und deine Geschwister weit vergnügter sind, seit du *freundlicher* geworden bist.

Karl. Ich werde auch nie mehr mürrisch seyn.

Vater. Das glaub' ich. Jetzt will ich dir aber vollends sagen, was ich mir vorgenommen hatte, dir zu sagen.

Die Ursache des Verdrußes und Murrsinns, welche die Menschen äußern, kann verschieden seyn. Sorgen, fehlgeschlagene Hofnungen, getäuschte Erwartungen, Arbeitsscheu, wohl auch Kränklichkeit u. a. m. können die Ursache davon seyn. Im letztern Falle ist sie allein zu entschuldigen, nicht so in den andern Fällen, wo der Mensch, wenn er nur ernstlich wollte, die Ursache wohl wegschaffen könnte. Aber auch im letztern Falle ist sie nicht allemal zu ent-

entschuldigen, denn die Kränklichkeit kann wohl von Murrsinn auch gehegt worden seyn.

Karl. Wodurch, Vater, schafft man ihu weg?

Vater. Das einzige, sicherste und untrüglichste Mittel, diesen bösen Geist zu bannen, ist eine nützliche Thätigkeit, welche Geist und Körper beschäftigt, ohne sie übermäßig, bis zur Erschöpfung, anzustrengen. Die guten Folgen einer solchen Thätigkeit sind von zwiefacher Art. Indem alle die kleinlichen Sorgen und Grillen abgehalten werden, den Geist zu necken, wird er schon dadurch heiterer, und diese Heiterkeit wird noch durch das Bewußtseyn, etwas Nützliches gethan zu haben, erhöht. Zugleich fallen alle die thörichten Grübeleyen weg, von denen der Müssiggänger stark geplagt wird, und man denkt mehr daran, wie süß es sey, seine Pflicht gethan zu haben. Aber nicht der Geist allein, sondern auch der Körper spürt davon heilsame Folgen. Er wird in jener Spannung erhalten, worinn alle Theile ungestörter und freier wirken, und worinn eigentlich der angenehme Zustand besteht, welchen wir Gesundheit nennen.

Daß der Geist in seiner Thätigkeit gehemmt werde, wenn der Körper leidet, weißt du aus Erfahrung. In einem siechen Körper wohnt keine

männliche kraftvolle Seele, in einem unreinen Körper keine reine Seele. Du siehst also, daß nicht bloß in dem Körper alles organisch zusammenhängt. sondern auch der Geist ist mit dem Körper aufs innigste verbunden. Demnach hängt aber von der Beschaffenheit des Körpers nicht wenig ab, wie der Geist eben denken und fühlen werde. Ich will dir dies noch zu erklären versuchen.

Alle Empfindungen von äußern Gegenständen bekommen wir durch die Nerven. Diese weißen markigen Fäden haben ihren Ursprung im Gehirn und Rückenmark, welches mit dem Gehirn zusammenhängt, und eigentlich nur das verlängerte Gehirn selbst ist. Von da laufen sie durch alle Muskeln hin, und breiten sich an manchen Theilen in sehr zarte Büschelchen und Geflechte aus.

Wenn ein Gegenstand nicht die Nerven berührt, werden wir ihn nicht gewahr, aber so, wie er ihn auch berührt hat, wird der Nerve auf eine eigne Weise erschüttert, und diese Erschütterung pflanzt sich augenblicklich durch das ganze Nervengewebe, bis zum Gehirn fort. Daher kommt es, daß du jede Berührung an deinem Körper, und jeden

Schmerz, wo er auch sey, augenblicklich im Kopfe zu fühlen scheinst.

Karl. Ja, das ist wahr. Aber, Vater, du sagtest, wir würden Gegenstände nur gewahr, wenn sie unsre Nerven berührten. Wenn man sie fühlt, so ist das freilich wahr, allein man hört und sieht sie ja auch.

Vater. Allerdings, allein du hörst und siehst auch nur vermittelst der Nerven. Man sagt, der Mensch habe fünf Sinne, und eigne Werkzeuge hiezu, wodurch er die Gegenstände wahrnehme, und dieses ist auch ganz richtig, allein die Nerven sind die Hauptsache dabei, wie du gleich sehen wirst. Der Sinn des Gefühls hat kein eignes Werkzeug, sondern ist über den ganzen Körper verbreitet, weil nemlich Nerven darinn befindlich sind: denn wo diese fehlen, wie an den Nägeln, Haaren und den Oberhäutchen, da fühlt der Mensch auch nicht. Hier ist also offenbar, der Mensch fühlt bloß vermittelst der Nerven, das heist: er wird Gegenstände gewahr, wenn sie einen Eindruck auf seine Nerven machen. In einem Gliede des Leibes, welches seiner Nerven beraubt wird, empfindet man schlechterdings nichts. Wie mit dem Sinn des Gefühls, so mit denen des

Geruchs und Geschmacks. Diese haben einen bestimmten Sitz in der Nase und auf der Zunge, allein in beiden Theilen sind eine Menge feiner Nervenbüschelchen verbreitet, und wenn diese von einer Schärfe oder von einem Dufte berührt werden, so erfolgt die Empfindung des Schmeckens oder Riechens. Gehör oder Gesicht, diese edelsten unserer Sinne, welche Ohr und Auge zu ihren eignen Werkzeugen haben, haben wir ebenfalls nur vermittelst der Nerven, welche in Ohr und Auge gehen, und hier von dem Lichte, dort von dem Schalle berührt werden. Der sogenannte Staar ist eine Verletzung des Sehnervens, und wo an irgend einem andern Sinnenwerkzeuge der dahin gehende Nerve verletzt ist, da mangelt entweder der Sinn gänzlich, oder ist doch wenigstens sehr schwach und stumpf; dieses alles beweißt dir, daß es die Nerven sind, durch welche wir Empfindungen erhalten.

Empfindungen aber sind Eindrücke von Gegenständen, mit Bewußtseyn von unsrer Seele begleitet. Bewußtseyn ist die Sache des Geistes: dieser faßt die in den Nerven erhaltenen Eindrücke auf, und so entstehen dann vermittelst seiner Thätigkeit aus den Empfindungen unsre Erkenntnisse und Vorstellungen, durch welches unser ganzes Denken ge-

schieht. Hier erkennst du schon, wie der Geist an den Körper gebunden ist, und einigermassen von ihm abhängt. Allem Anschein nach ist es irgend etwas in dem Gehirne, vielleicht die feinsten geistigsten Theile der Gehirnmasse selbst, dieses großen Sammelplatzes und Vereinigungspunktes aller unserer Empfindungen, wodurch der Körper mit dem Geiste zusammenhängt, und wodurch sie gegenseitig auf einander wirken; allein dieses zu erforschen, ist noch kein Zergliederer glücklich genug gewesen, und es ist überhaupt die Frage, ob es iemals einem gelingen wird.

Der Körper wirkt vermittelst der Nerven auf den Geist, dieses haben wir iezt gesehen, und eine Menge Untersuchungen dienen, dieses zu bestätigen. Um nur eine anzuführen, so ist ausgemacht, daß Menschen von starken Nerven nicht der feineren Empfindungen fähig sind, Menschen von zarten Nerven aber sehr feine Empfindungen haben, und dem gemäß auch feiner oder gröber denken. Umgekehrt aber wirkt der Geist auch auf den Körper, ebenfalls vermittelst der Nerven, welches die Untersuchung der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, und alle Krankheitsgeschichten von Gemüthskranken beweisen.

Nun nimmt aber der Geist nicht bloß die Gegenstände außer sich, und die an ihnen sich ereignenden Veränderungen vermittelst der Nerven wahr, sondern auch den Körper selbst, und die an und in ihm sich ereignenden Veränderungen, und es ist gar nicht schwer zu ermessen, von welchen von beiden er am meisten in Mitleidenschaft gezogen werden müsse. Da die Nerven in der Einrichtung des menschlichen Körpers von einer ungemein großen Wirksamkeit, nicht bloß für Empfindbarkeit, sondern auch Bewegbarkeit desselben sind, *unmittelbar* mit den andern Theilen zusammenhängen; so kannst du leicht erachten, daß irgend eine Störung in dem Körper auch sei, und mithin den Geist selbst stören müsse, der, nun in seinem Denkgeschäft gehemmt und gehindert, nicht mehr so frei wirkt, als wohl sonst. Und wegen des innigen Zasammenhangs aller Theile in einem organischen Wesen, muß *also* der Geist in seiner Thätigkeit gehemmt werden, der Körper leide, an welchem Theile er wolle. Eine böse Zehe oder Kopfschmerz, beide werden dich zum Denken gleich unaufgelegt machen. Daher denn die Dumpfheit und Beschränktheit, die ängstlichen Vorstellungen eines Kranken.

Jetzt, lieber Karl, jetzt wirst du gewiß verstehen, was ich dir neulich sagen wollte: dein In-

neres ist verdorben, weil du deine Schaale vernachlässigt hast. Alles, was wir denken, fühlen und wollen, mithin auch unsere iedesmalige Gemüthsstimmung, welche von unsern Vorstellungen, Neigungen u. s. w. bewirkt wird, kommt zwar von unserm Geiste her, aber da dieser zum Theil von dem Körper abhängt, so kann iener durch üble Beschaffenheit des Körpers gar sehr verstimmt werden, und muß nun gleichsam mit dem Körper kranken, und dieses, mein Sohn, war bei dir der Fall.

Du warest einige Tage im eigentlichen Sinne faul gewesen. Da du deinen Körper der Bewegung ermangeln ließest; so gieng deine Verdauung schlecht von statten, dein Schlaf war nicht so ordentlich als sonst, dein Kopf wurde dir wie umnebelt, du fühltest dich unaufgelegt zum Denken, und doch peinigte dich die Langeweile. Nichts war dir also mehr recht, und du wußtest nicht, was du mit dir vornehmen solltest. Hiezu kam noch das peinigende Bewußtseyn deiner Unmuthiglichkeit, eine gewisse Schaam, die du dir vielleicht selbst nicht gestandest, und dieses alles machte dich so mürrisch, so verdrüßlich. Dein Geist konnte die Ursache nicht einsehen, und hatte nicht Kraft genug, um einen

festen Entschluß zu fassen. So geht es gewöhnlich allen Leuten dieser Art, und sie werden niemals glücklich. -

Wohl dir, mein Sohn, du bist geheilt! Bist zu meiner Freude ganz wieder der, der du seyn sollst, ein guter nützlicher Mensch, und wirst es gewiß bleiben! Lerne aus diesem Vorfalle noch, was du deinem Körper schuldig bist, auf den so viel ankommt. Zwar ist dein Geist dein *vorzüglichster* Theil, aber er hängt von deinem Körper ab; dieser sey dir also heilig, denn er ist ein Tempel Gottes, und dein Geist kann nur durch ihn wirken! Um als ein wahrer Mensch zu leben, um gut und nützlich zu werden, und zufrieden und glücklich zu seyn, o Sohn, so verhüte alles, wodurch du deiner Gesundheit schaden, deinen Leib verderben könnest. In einem gesunden Körper nur wohnt eine gesunde Seele; wer seinen Körper verunreinigt, dessen Seele ist entweder schon unrein, oder muß es doch bald werden, seine heilige Unschuld ist verletzt, und seine Tugend selbst in Gefahr. — Wehe einem solchen Unglücklichen! Er hat seine Pflicht im Leben nicht erfüllt, und um seine schönsten Freuden sich selbst bestohlen.

Heute wirst du Zweifelsohne ganz verstanden haben, was ich so oft schon zu dir sagte: Mein Sohn, willst du deine eigne Achtung vor dir selbst nicht verscherzen, und nie vor dir erröthen, willst du ruhig und zufrieden mit dir und andern, heiter und glücklich dein Leben führen, o! so vernachlässige ja die eine unserer Hülfstafeln so wenig als die andere, nur wenn du beide befolgst, lächelst du einst als Greis heiter auf die zurückgelegte Bahn, und blickst getrost in die Zukunft.

Und nun, zum Andenken an den heutigen Tag, mein Sohn, laß uns an die Stelle des ausgerotteten unnützen Kirschbaums, einen andern pflanzen, von dem wir Früchte zu erwarten haben.

So sprach Vater Berthold zu seinem Karl, und nun standen beide auf, brachten die Erde in Ordnung, und pflanzten an die Stelle des abgeschälten Kirschbaums einen andern. Als sie dies Geschäft verrichtet hatten, sagte Vater Berthold:

"Dieser Baum, den wir vereint iezt pflanzten, sey ein Zeichen zwischen mir und dir. So oft du ihn siehest, erinnere dich dabei an unser heutiges Gespräch, und an deinen Vorsatz. Ich schenke

dir diesen Baum; genieße nie von seiner Frucht, ohne deinen heutigen Entschluß zu erneuern, dann wirst du einst im späten Alter noch vergnügt auf ihn hinblicken, deine Kinder vielleicht unter ihm versammeln, und ihnen im stillen Entzücken erzehlen, wie viel du ihm schuldig bist, und Kindern und Enkeln wird der Baum heilig seyn.

Karl. (an dem Herzen seines Vaters, mit einer Thräne) Und von meinem guten Vater werd' ich sagen, und seiner Weisheit, und wie ich durch ihn nur tugendhaft und glücklich geworden bin.

## Ordnung.

Aemsig, nimmer müde wie die Biene,
Will ich schon in früher Jugend seyn!
Unschuld sey im Herzen, in der Miene,
Meine Sitten seyen sanft und rein!
O wer nach dem Umfang seiner Kräfte
Gern und freudig thut, was er nur kann,
Und die Ordnung liebet beim Geschäfte,
Hat schon sein Geschäfte halb gethan.
Weiche von mir, Geist der Ordnung, nimmer,
Einen Schatz hat der, der dich besitzt!
Du bist's, was noch mehr, als Gold und Schimmer,
Und so viel, als selbst die Weisheit, nützt.

## Verschiedene Lebensarten und Gewerbe.

Zu Grünbergen kam einmal ein Fremder. Dieser fragte die Knaben: was sie werden wollten? Sie antworteten darauf, so gut sie es verstanden. Aber, nachdem der Gast weggegangen war; so fragte einer von den Knaben, mich dünkt, es war Gustav: "Muß man denn eben Etwas werden? Kann ich denn nicht bleiben, was ich bin?" — Hierauf gab Grünberg folgende Erklärung: Jetzt bist du *ein* Kind. Glaubst du, daß du immer ein Kind, — immer so klein bleiben wirst, wie du iezt bist? "Nein ich werde wohl größer werden!„ Jetzt hast du Vater und Mutter, welche für dich sorgen, welche dir zu essen und zu trinken, Kleider und Alles, was du brauchst, schenken, dich auch bei sich wohnen lassen. Glaubst du aber wol, daß deine Eltern immer fort leben und dich ernähren werden? — "Nein! sie werden nicht immer leben!„ Gewiß nicht! und daraus folgt, daß du einmal dich selbst ernähren, selbst für dich sorgen mußt. Nun aber bekommst du Speise und Trank, Kleidung und Wohnung und Alles, was du brauchst, nicht von andern Leuten geschenkt; sondern du mußt es kaufen, das ist: mit Geld bezahlen. Das Geld wirst du nicht finden;

sondern du mußt es erwerben oder verdienen. Das kann nicht anders geschehen als durch Arbeit. Nun aber sind der Arbeiten mancherlei, wodurch die Menschen Geld erwerben. Eine oder einige von diesen Arbeiten mußt du lernen; wirst du das thun; wirst du gut arbeiten lernen, so wirst du auch dafür bezahlt werden, wirst also Geld und folglich auch Brod haben.

Nun kommt es auf deine Neigung an, welche Arbeit du lernen willst. Hast du Lust das Feld bauen zu lernen: so wirst du ein Bauer. Willst du Kleider oder Schuhe machen lernen; so wirst du ein Schneider oder Schuster. Doch du hast noch Zeit dich zu besinnen. Jetzt wirst du vor allen Dingen die Sachen lernen, die ieder Mensch kennen muß, er mag werden, was er will; z. B. Lesen, Schreiben, Rechnen, u. s. w. darum gehst du in die Schule. Unterdessen kannst du dich umsehen, damit du die verschiedenen Geschäfte und Lebensarten der Menschen kennen lernest. Ich werde dir selbst Gelegenheit schaffen, sie zu sehen und davon zu hören. Welche Art der Arbeit dir nun am Besten gefallen wird, die kannst du lernen.

---

## Der Landmann.

Mutter. Da, Kinder, giebt es wieder etwas zu errathen. Was stellt diese Tafel hier vor?

S. Je, da ist eine Bauernfrau, die füttert ihre Hühner aus der Schürze.

G. Und zur Rechten steht eine Mistgabel und Krauthacke, und auf der Erde liegt etwas, das sieht aus, wie Kohlköpfe.

F. Hinter der Frau sitzen ein Paar Kinder, wovon das eine Seifenblasen macht.

M. Wofür haltet ihr denn das Ganze?

F. Es ist ein Bauerhof, das sieht man ia deutlich.

G. Das habe ich gleich gedacht auf den ersten Blick. — Mir gefällt so ein Leben recht sehr; das wäre meine größte Lust: Thiere füttern, reiten, fahren und dergleichen.

M. Wenn du das so zu deinem Vergnügen thun könntest, so möchte es dir wohl gefallen; aber wenn du es thun müßtest, so zweifle ich doch.

S. Das glaube ich auch. Die Landleute müssen sehr früh aufstehen, und Gustav schläft gern ein Bischen lange, so wie ich.

M. Der Landmann hat viele und schwere Arbeiten zu thun, wißt ihr mir wohl seine vornehmsten Geschäfte zu sagen?

F. Er muß den Acker pflügen.

G. Das dächte ich, wäre leicht, denn er hält ia nur die Hände an den Pflug, und geht hinter her.

M. Nicht so leicht, wie es scheint. Wenn der Acker gut gepflügt werden soll, so muß man die Pflugschaar tief in die Erde eindrücken, und das erfordert Anstrengung der Kräfte, vorzüglich bei harten und festen Boden. Zu dem ist die Witterung oft sehr unangenehm; kurz, du solltest es nur einmal einen Tag versuchen, so würdest du wohl anders sprechen.

F. Es muß ia wohl mehr, als einmal gepflügt werden, ehe man säen kann.

M. Allerdings; mancher Acker vier- bis fünfmal.

S. Dafür kostet aber das Säen desto weniger Mühe, und nachher hat der Landmann bis zur Erndtezeit weiter gar nichts auf dem Acker zu thun.

M. Sehr mühsam ist freilich das Säen eben nicht; aber es erfordert eine eigne Geschicklichkeit, daß der Saame weder zu dick, noch zu dünne fällt.

Auch hast du das Eggen vergessen, das noch zu dieser Arbeit gehört. Ueberhaupt darfst du nicht sagen, der Landmann habe zu gewissen Zeiten gar nichts zu thun, denn ihm ist — außer den Sonn- und Feiertagen — ieder Tag ein Arbeitstag.

S. Ich meinte auch nur, er habe nach dem Säen auf dem Felde nichts mehr zu thun.

G. Auch das ist nicht einmal richtig; denn es wird ia nicht alles Feld mit Getreide besäet, sondern es muß auch ein Theil davon zu *andern* Feldfrüchten bestimmet werden, z. B. Kraut, Rüben, Kartoffeln und dergleichen, und da hat der Landmann den ganzen Sommer hindurch Arbeit vollauf.

M. Richtig, mein Sohn! diese und andere Früchte müssen theils behackt, theils geiätet werden, und das ist saure Arbeit.

F. Am schwersten ist aber wohl die Erndtezeit. Wie dauern mich die armen Landleute, wenn sie den ganzen Tag in der brennenden Hitze stehen, und mähen, und ihnen der Schweiß vom Gesichte rinnt.

S. Und das Dreschen ist auch kein Spaß! — Nein, ich sehe wohl, die Landleute führen ein sehr mühsames Leben.

M. Ihr

M. Ihr habt aber noch nicht alle ländlichen Geschäfte genannt. Die Feldarbeit macht nur einen Theil derselben aus.

G. Nun, er muß auch allerley Vieh halten; damit kann er denn doch nicht viel Mühe haben?

M. Du stellst dir alles gar zu leicht vor. Ueberlege einmal, was zur Wartung des Viehes oder zur Viehzucht gehört.

S. Das erste ist: Fütterung zur bestimmten Zeit.

M. Denke nur nicht etwan, man brauche weiter nichts, als das Futter hin zu geben, oder hin zu schütten.

S. Was denn sonst noch?

F. Das kann ich dir sagen: für manche Thiere, z. B. für Schweine, muß das Futter gestampft, gekocht, oder auf andere Art zubereitet werden, so auch Getränk, z. B. für Kühe.

G. Arme Landleute müssen das Futter für ihr Vieh oft mühsam zusammen suchen. Ich sehe manchmal kleine Bauermädchen mit ihren Körben und der Sichel in der Hand auf dem Felde, an Wegen und Gräben das dürftig wachsende Gras abschneiden.

M. Und wenn das Vieh Nutzen bringen und nicht verkümmern soll, so muß es gut und pünktlich zu rechter Zeit gefüttert werden, des Morgens sehr früh und des Abends noch spät. — Was rechnest du nun weiter zur Viehzucht?

G. Ich weiß in der That nichts mehr.

F. Da bist du ein schlechter Landwirth. Muß nicht das Vieh auch reinlich gehalten werden? Bey Unreinigkeit gedeihet es nicht, und wird krank; daher bringt ein ordentlicher Wirth den Mist täglich — wenn er irgend kann — aus dem Stalle, giebt frische Streu, und bürstet, kämmt oder wäscht das Vieh. Habe ich nicht recht, liebe Mutter?

M. Wohl! Aber woher weißt du denn das alles?

F. Ich sehe ja, daß es unser Knecht mit den Pferden so macht, und der hat mir auch gesagt, daß Reinlichkeit die halbe Pflege wäre.

M. Das ist sehr zu loben, daß du aufmerksam auf solche Dinge bist. — Aber nicht bloß die Wartung, sondern auch die Benutzung des Viehes verursacht mancherley Arbeit, liebe Kinder! denkt nur an die Bereitung der Butter und des Käses. Wer von euch kann mir nun mit wenig Worten die Hauptgeschäfte des Landmanns angeben?

F. Ackerbau und Viehzucht.

M. Gut. Wir haben ietzt zwar gesehen, daß die Landleute viel und beschwerliche Arbeit haben; aber deshalb sind sie eben noch nicht unglückliche oder schlimmer daran, als Leute in andern Ständen, denn ihr Körper wird von Jugend auf dazu abgehärtet, so daß sie das Beschwerliche ihrer Lebensart weniger em-

pfinden, als es uns scheint. Zweitens hat ihre Beschäftigung auf der andern Seite auch minder viel angenehmes, und ist der Natur des Menschen angemeßner, als irgend ein anderes Gewerbe.

G. Aber, liebe Mutter, ich weiß eine Beschäftigung, die wohl noch natürlicher ist, wie uns der Vater neulich sagte: Die Jagd.

M. Du hast recht, mein Sohn, daran hatte ich nicht gedacht. Gewächse nehmen, wo man sie findet, ohne sie gepflanzt zu haben, und Thiere tödten, die man nicht erzogen hat, um seine Bedürfnisse damit zu befriedigen, das ist die erste und natürlichste Beschäftigung des Menschen. Aber wie nennt man den Zustand, worinn —

G. Ach, das thun die Wilden!

M. Richtig; ich sprach aber vorhin nur von gesitteten Menschen, unter denen Ackerbau und Viehzucht allerdings das natürlichste Gewerbe ist. Es hat auch vor andern den Vorzug, daß es die nothwendigsten Bedürfnisse unmittelbar verschaft.

F. Was ist das unmittelbar?

M. Kann der Handwerker z. B. das essen, was er verfertigt?

G. O ia, der Bäcker.

M. Wovon macht denn der Bäcker Brod und Semmel.

G. Von Roggen und Weizenmehl.

M. Und wo bekommt er dies her?

G. Er kauft Roggen und Weizen vom Landmanne.

M. Also — er bringt das, was er zum Unterhalt braucht, nicht unmittelbar selbst hervor, sondern er hat ein Mittel nöthig, um es sich zu verschaffen. Welches ist dies Mittel?

G. Das Geld.

M. Verstehst du nun das Wort unmittelbar, Fritz?

F. Ich denke ja: der Landmann braucht sich die Nahrungsmittel nicht für Geld zu kaufen, sondern er bringt sie selbst hervor.

M. Gut. Er erzeugt aber die nothwendigsten Bedürfnisse nicht bloß für sich und seine Familie; auch alle übrige Menschen werden durch seinen Fleiß ernährt.

S. Doch nicht umsonst; sie bezahlen ihm seine Mühe.

M. Wohl wahr; aber der Landmann könnte allenfalls ohne Geld leben: Handwerker und andere hingegen können nicht leben ohne die Erzeugnisse, welche der Landmann hervorbringt.

F. Der Landmann muß doch auch vieles vom Handwerker kaufen, z. B. Acker- und Hausgeräth, Kleider rc.

M. Im Nothfall kann und muß sich der Landmann dies alles selbst verfertigen. Auch war es anfangs wirklich so, denn es gab lange vorher Landleute, ehe Handwerke und Künste entstanden. Noch ietzt siehet man in einigen Gegenden, daß der Landmann sich Wohnung, Kleidung, Hausgeräthe und fast alles andere, was er nothwendig braucht, selbst zu machen versteht.

G. Das ist aber doch sehr mühsam.

M. Davon ist hier die Rede nicht, sondern davon, wer den andern entbehren kann: der Landmann den Handwerker, oder dieser ienen?

G. O, da darf man sich nicht lange bedenken! Der Landmann hängt von keinem andern ab, der kann für sich leben.

M. Und — mußt du hinzu setzen — ohne ihn könnten die übrigen nicht leben. Er ist allen andern unentbehrlich; ihm sind diese, im Nothfall, entbehrlich.

F. Darauf könnte der Landmann stolz seyn.

M. Das nun eben nicht, aber wir sollten ihn mehr schätzen als gewöhnlich geschieht.

G. Mich dauert es auch iedesmal, wenn ich sehe, wie verächtlich man oft einem Bauer begegnet.

M. Verständige thun das gewiß nicht. Indessen liegt die Schuld nicht selten an ihm selbst, wenn er verachtet wird. Viele haben in ihrer Jugend versäumt, sich so zu bilden, daß sie Anspruch auf Achtung ma-

chen können. Doch bleibt ihr Stand immer ehrwürdig, denn durch ihn wird es erst möglich, daß Künste und Wissenschaften blühen.

F. Wie so?

M. Das sollt ihr Morgen hören.

---

## Der Bürger.

M. Kennt ihr die Geschäfte, die hier getrieben werden?

G. Das ist gewiß ein Tischler, der da mit der Säge in der Hand. Oben hängen noch einige von seinen Werkzeugen: eine Säge, zwey Bohrer und drey Meissel.

S. Wer mag doch das zur linken Hand seyn?

F. Ich glaube ein Bildhauer.

S. Ach ja! Um ihn her stehen schon fertige Statüen, und eine hat er vor sich, die er eben bearbeitet.

M. Richtig. Das eine ist also die Werkstatt eines Handwerkers, das andere, eines Künstlers.

G. Was ist denn ein Künstler?

M. Ein Mann, der Kunstsachen verfertigt, die mehr zum Vergnügen und zur Zierde dienen, als zum Bedürfniß.

G. Der Bildhauer ist also ein Künstler und der Tischler ein Handwerker. Aber macht denn der Tischler nicht auch Kunstsachen?

M. Allerdings; er kann wenigstens dergleichen machen, wenn er geschickt genug ist, und dann erhebt er sich zum Künstler.

F. Er erhebt sich zum Künstler? Ist denn der Künstler mehr, als der Handwerker? — Ich dächte, wer Tische, Stühle und Schränke macht, die man brauchen kann, wäre mehr werth, als Einer, der ein schönes Bildchen schnitzt, das man nur zum Vergnügen da stehen hat.

G. Das dächte ich auch.

M. Es scheint so, lieber Gustav, aber es ist in der Welt anders. Man schätzt allemal die Sache höher, zu deren Hervorbringung viel Geisteskräfte erfordert werden, als diejenige, welche ohne großen Verstand gemacht werden kann, und diese Schätzung geht dann auch auf die Person über, die so etwas verfertigt. Der Bildhauer da, z. B. bekommt wahrscheinlich (vorausgesetzt, daß er ein recht geschickter Künstler ist) für Eine seiner Statüen mehr Geld, als der Tischler mit allen seinen Arbeiten in zwey Jahren verdienen kann, und er selbst wird in den angesehensten Gesellschaften gern gesehen, wohin der Tischler nicht leicht kommen darf.

S. Das ist doch aber unbillig, liebe Mutter.

M. Nicht so sehr, wie du glaubst. Denn erstens, was den Preis seiner Arbeit betrift, so ist derselbe im

Verhältniß zu der darauf verwendeten Zeit nicht viel höher, als der Preis der Arbeiten des Tischlers. Ich will sagen: wenn der Tischler in einem Jahre einige Duzend Stühle, Tische, Schränke oder dergleichen verfertigt; so vollendet der Bildhauer in demselben Zeitraume Eine marmorne Statüe in Lebensgröße bei weitem noch nicht.

S. Wer hätte das gedacht!

M. Und daß er mehr persönliche Achtung genießt, als der Handwerker, kommt daher, weil er sich besser gebildet, seinen Verstand aufgeklärt und seine Sitten durch den Umgang mit Personen aus den höhern Ständen verfeinert hat. Wer ein geschickter Künstler in seinem Fache werden will, der muß sich sogar gelehrte Kenntnisse erwerben.

F. Nun begreife ich wohl, warum der Künstler selbst höher geschätzt wird, als der Handwerker; aber es leuchtet mir doch nicht recht ein, wie man Kunstsachen, wenn sie nicht zugleich nützlich sind, theurer bezahlen kann, als brauchbares Geräthe.

M. Es wird freilich niemand so thöricht seyn, und sich kostbare Gemälde kaufen, wenn er Mangel an Brod, Kleidung und anderen Nothwendigkeiten hat. Allein wer das Nothwendige schon besitzt, und auch künftig keinen Mangel daran fürchten darf, dem ist

es nicht zu verdenken, daß er sich auch Dinge zu seinem Vergnügen anschaft.

G. Darüber wundere ich mich auch nicht, sondern darüber, daß dergleichen Sachen theurer sind, als die nützlichen.

M. Du hast ia schon gehört, daß die Verfertigung der Kunstsachen mehr Zeit und mehr Verstand und Geschicklichkeit erfordert; schon das macht sie theurer. Sie sind aber auch seltner, indem nur eine kleine Anzahl von Menschen die dazu nöthige Fähigkeit besitzt. Gegen tausend Menschen, die Verstand und Kräfte genug haben, den Ackerbau zu treiben und nützliche Werkzeuge und Geräthschaften zu verfertigen, giebt es kaum Einen, der im Stande ist, ein schönes Gemälde zu verfertigen. Was aber selten ist, das ist auch theurer.

S. Darum sind auch wohl Edelsteine theurer, als Sandsteine.

M. Allerdings.

F. Und Gold ist darum kostbarer, als Eisen, obgleich dieses nützlicher ist, als ienes.

M. Richtig. — Aber du wolltest ia wissen, Fritz, warum ohne den Bauernstand keine Künstler seyn könnten, wie ich dieß bey unsrer letzten Unterredung versicherte. Weißt du nun etwa den Grund davon selbst anzugeben?

F. Weil die Künstler von den Früchten leben müssen, welche die Bauern auf dem Felde und in Gärten erzeugen.

M. Im Allgemeinen ist diese Antwort richtig. Um aber eine recht deutliche Vorstellung von der Sache im Zusammenhange zu bekommen, merkt euch folgendes:

Die ersten Menschen lebten von den Früchten, welche die Erde freiwillig hervorbrachte, und von der Jagd. Dies war der Stand der Natur, worin noch iezt Menschen leben, die wir Wilde nennen.

Als die Menschen sich mehrten, so reichten die von selbst wachsenden Früchte nicht mehr zu ihrem Unterhalte zu; auch das Wild nahm ab, oder zog sich — von Menschen verscheucht — in unzugängliche Wüsteneien. Nun sahen sie sich genöthigt, Früchte selbst zu säen und zu pflanzen und die nützlichsten Thiere zu zähmen und zu erziehen. So entstand Ackerbau und Viehzucht, und mit denselben erhoben sich die Menschen auf die erste Stufe der Kultur, daher heißen sie kultivirte oder gesittete Menschen. Im Stande der Natur hatte Niemand ein Eigenthum; Allen war alles gemein, und Keiner besaß mehr, als der Andere. Nur Sorge für den Unterhalt eines ieden Tages beschäftigte sie, nicht Sorge für die Zukunft, noch Einsammlung eines Vorraths. Im Stande der Kultur ward es anders. Da suchte der Kluge und Fleißige

den im Besitz genommenen Acker aufs beste anzubauen und zu benutzen und das gezähmte Vieh zu vermehren, so weit seine Triften reichten. Hiedurch bekam er mehr, als er zu seinen Bedürfnissen brauchte, und er konnte einen großen Theil davon an Andere abgeben, die ihm aber dafür, wie billig, gewisse Dienste leisten mußten. Im Stande der Natur hatte ieder sich alles — Kleidung, Jagdwerkzeuge, Hausgeräth — selbst machen müssen; denn wie konnte dies Einer für den Andern thun, da ieder täglich für sich sorgen mußte? Unter den Kultivirten gab es aber bald Reiche und Arme; iene suchten denn die beschwerlichsten Arbeiten auf diese zu wälzen, und gaben ihnen dafür nothdürftigen Unterhalt; sie, die Reichen, thaten entweder gar nichts, oder sie arbeiteten nur zu ihrem Vergnügen, so viel und was sie wollten. Wer Lust dazu hatte, der konnte ganze Tage lang zu Hause schnitzeln, aus weichem Thon Figuren oder Gefäße bilden und dergleichen mehr, unterdeßen die ihm Dienenden den Acker bearbeiten und das Vieh warten mußten. Ohne die Arbeit der letztern hätten aber die erstern, wie ihr leicht begreift, bey ihrem Schnitzeln ꝛc. verhungern müssen.

Bey weiterer Vermehrung der Menschen wurden die verschiedenen Arbeiten immer mehr unter

ihnen vertheilt. Diejenigen, welche sich mit der Ackerarbeit beschäftigten, thaten nichts weiter, als dies, und sie tauschten sich dann gegen einen Theil ihrer Feldfrüchte die übrigen Bedürfnisse, z. B. Kleider und Geräthschaften, ein. Wer die letztern Sachen verfertigte, der war seines Unterhalts gewiß, obgleich er selbst keine Nahrungsmittel gewann, denn die Ackerarbeiter versahen ihn damit, wenn er ihnen dafür gab, was sie von seinen Arbeiten verlangten. Auf diese Art entstanden Handwerker, die denn mit der Zeit auch ihre Wohnungen von dem Aufenthalte der Landleute trennten, und da sie zu ihren Geschäften nicht viel Raum brauchten, so konnten sie auch die Häuser zu ihrer Sicherheit näher aneinander bauen und ihr Eigenthum besser gegen feindliche Angriffe schützen, als die Landleute ihre im freien Felde wachsenden Früchte und die auf Weiden befindlichen Heerden. Diese größere Sicherheit in Städten, so wie der geselligere Umgang und die mehrere Muße bei ihren nicht so schweren Arbeiten gewährten den Handwerkern mancherlei Vortheile und Vorzüge vor den Landleuten, worunter dieser einer der wichtigsten war, daß sie ihren Geist mehr ausbilden konnten. Aber diese Vorzüge hatten sie doch denen zu ver-

danken, die ihnen die unentbehrlichsten Bedürfnisse herbei schaften. Meint ihr nicht auch?

F. Ja wohl.

G. Wie gut ist es doch, daß iezt nicht mehr Einer alles allein machen darf, was er braucht!

S. Das würde viel Zeit kosten, wenn ich mir alle meine Kleider selbst verfertigen sollte.

M. Und wie schlecht würden sie gerathen! — Die Vertheilung der Arbeiten hatte besonders auch den Nutzen, daß sie immer vollkommner wurden. Selbst der Ackerbau gewann dadurch, da die Landleute alle ihre Zeit und Kräfte blos auf diesen allein verwenden konnten. Doch genug für heute.

Von diesem Bande gilt eben das, was wir in der Vorrede zum ersten gesagt haben. Was für die Herren Rezensenten gehört, werden wir an einem andern Orte und besonders im dritten Bande thun, welcher eine specielle Beschreibung von Deutschland rc. enthalten wird, wo auch der Schriftsteller rühmlich gedacht werden wird, die beym Ganzen benutzt wurden.

R.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klinger, ...

Franz Grünbergs Abendunterhaltungen mit seinen kleinen Kindern über die Erde, Natur und Menschen

Bd.: Zweiter Band

1804

Paed.pr. 4463 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb12018779-9